Erzählungen

für

meine Söhne.

Von

J. S. Ebersberg.

V. Bändchen.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/erzhlungenfrmein51eber

Erzählungen
für meine Söhne.

Ausgewählte Sammlung
der
moralischen Geschichten und Novellen

von

J. S. Ebersberg.

In acht Bändchen.

Fünftes Bändchen.

Wien, 1835.
Auf Kosten des Verfassers
gedruckt bei J. P. Sollinger.

FBR
Jantz
#1035
Bdchn. 5

Wie die Saat, wird auch die Ernte sein.

Es schlug zehn, die akademischen Schulen waren geendet. Die Thüren der Studiensäle flogen auf; im bunten Gewirr stürzten heiter und glücklich wie eine Schaar Vögel, die dem Käfig entkommen, die Studenten heraus. Obgleich Eine Wissenschaft, Ein Lehrer und Ziel die jungen Leute vereint, so hatten doch die Schranken des äußeren Glücks in ihren heiteren Kreis sich gezogen. Man konnte unter ihnen, wenn auch nicht in greller Unterscheidungsfarbe, das Pochen auf Reichthum und Rang der Aeltern, die Unterwürfigkeit und Scheu der Armuth gewahren. Zurückgedrängt in einen Winkel standen mit trauriger Miene einige Dürftige, und während die große Anzahl der Glücklichen harmlos scherzt und jubelnd den lieben Angehörigen zufliegt, stehen Jene gebeugt und betrübt, als hätten sie Niemand, der Theil nähme und Kunde wünschte von ihrer nagenden Sorge. Einige aus ihnen aber spornen nun plötzlich mit ängstlicher Eile ihre Schritte. Es sind solche, die kaum vom Lernen gekommen, nun zum Lehren eilen, um durch mühsames Stundengeben im Tage das Bischen Brot zu verdienen, und dafür Nachts, wo die Ermüdeten, süßer Ruhe pfle-

gend, in glücklichen Träumen schwelgen, jene Kenntnisse sich zu erringen, die sich der Reiche und das Glückskind so leicht aneignen könnte, und worauf sie bei allem Ueberflusse an Zeit und Gelegenheit im gehaltlosen Treiben der Welt so häufig vergessen.

„Laß' zwanzig Jahre vorüberfließen," sprach Meister Sigismund, der, eben von einer weiten Reise nach langjähriger Entfernung zurückgekehrt, mit seinem Freunde die Studentenwirthschaft beobachtete, und dem der Hinblick auf die dürftigen Menschensöhne das Herz etwas schwer gemacht hatte, „denk' zwanzig Jahre dahingeflossen, und die Veränderung des Geschickes dieser jungen Leute soll dich in Staunen versetzen! So Mancher, der jetzt kaum weiß, womit er seine Blöße decke und wo er genug Brot für den Hunger nehme, hat sich dann Rang und äußeres Glück erkämpft; und viele der übermüthigen Bürschchen reicher und thörichter Aeltern werden schon das in wenigen Jahren durchgeschwelgt sehen, was der wucherische Vater und die rangstolze Mutter auf Kosten ihres Gewissens zusammengescharrt und den gierigen Erben unbeweint zum Besitze gelassen haben. Dann wird vielleicht der größte Theil dieser reichen Studirenden von den ärmsten abhängig sein und mancher vor den Thüren Desjenigen, auf den er nun fast verächtlich herabblickt, sein Heil suchen. Es ist so im Laufe der Welt, daß die Schulen des Mißgeschicks meistens die Pforte zum Tempel der Glücksgöttin öffnen, und daß die Günstlinge

dieser selten die Gegenwart, und noch seltener eine freudenreiche Zukunft genießen!"

„„Du scherzest,"" sprach Sigismund's Freund. „„Wie kann der, dem es jetzt schon an jeder Stütze gebricht, Jenen, die Freunde, Beschützer und Geld haben, den Rang abgewinnen? So etwas mag wohl einmal zufällig eintreffen, doch in der Regel — —""

Er wollte noch mehr sagen, als ein Unglücklicher sich nahte und Herrn Sigismund zagend und scheu, so daß man die Beschämung erkannte, welche das ungewohnte, schändliche Gewerb ihm verursachte, anbettelte. Dieser Bettler, welcher kaum in den Dreißigen sein mochte, trug, wenn gleich abgenützte und zerrissene Kleider, doch solche, die einst keinem gemeinen Stand angehört haben. Das Haupt hielt er so zur Erde gebeugt, daß Sigismund in sein Gesicht nicht zu blicken vermochte. Der Meister reicht ihm eine Gabe, der Bettler will danken; er sieht zu dem Geber auf, will sein: „Vergelt's Gott!" stammeln, da zittert er plötzlich am ganzen Leibe, der Hut entfällt mit der Bettlergabe seiner zuckenden Hand und eine gähe Röthe der Scham überzieht das blasse Gesicht, in dem man nichts, als tiefe Spuren erlittenen Elends erspäht. Jetzt wischt er aus seinen trüben Augen große Thränen und spricht: „Meister Sigismund! müssen wir uns also begegnen!" darauf faltet er die Hände, und weint wie ein Kind.

Sigismund staunt, sich von dem Bettler, der

ihm ganz unbekannt scheint, nennen zu hören. Dieser aber fährt in abgebrochener, durch Regungen der Scham und häufiges Schluchzen oft erstickter Rede fort: „Kennen Sie, edler Meister, Ihren Schüler Rosambert nicht? Ja, ich bin es, ich, der unglückliche Rosambert, der in solchem Elend und Jammer vor Sie hintreten muß!“

Der Meister war außer sich; Erstaunen, Mitleid und Neugier regten sich in seinem Innern gleich heftig. Er fand kaum Worte, seine Zweifel zu bezeichnen. „Wie, ist es möglich, Herr von Rosambert,“ spricht er, „daß Sie in eine solche Lage gekommen? wo ist jenes Gut, das Sie von Ihrem Vater geerbt?“

„„Ach, edler Herr, das ist seit Langem von wucherischen Gläubigern erbeutet.““

„Und Ihr schönes Haus in der Stadt —“

„„Die Ränke eines nichtswürdigen Weibes haben mich darum, wie um Alles gebracht! — Ja, Sigismund! ich habe nichts, ich bin namenlos elend geworden! ach, wie oft habe ich an Ihre Worte gedacht, mein gütiger Meister! „Lerne, was du kannst, die Zeit wird kommen, wo du es brauchst.“ O hätte ich es doch gethan! Was hätten Trug und Ränke mir anhaben können? — Nun aber stehe ich, als ein unwissender Mensch, geplündert und verachtet, in der selbstsüchtigen Welt. O ich habe viele hundert Nächte hindurch geweint, ich habe meine thörichten Aeltern verwünscht — aber keine

Reue wandelt den Thoren zum Weisen um! Taglöhnerdienst kann ich nicht leisten, mein klägliches Wissen vermag mich nicht zu erhalten, — so darbe ich hin — Andern ein schreckliches Beispiel!"«

Also sprach unter Thränen der unglückliche Rosambert. Er war sehr angegriffen und kämpfte noch immer mit der vertraulichen Neigung zu Sigismund und mit der marternden Bettlerscham. Da ergriff der Meister des Unglücklichen Hand und sprach: „Rosambert! hier meine Adresse. Kommen Sie, in einer Stunde längstens, in meine Wohnung; dort wollen wir sehen, was zur Milderung Ihres Loses zu thun. Jetzt aber gehen Sie. Die Neugier der Vorüberwandelnden ist rege geworden, und ich sehe auch, daß Sie äußerst ergriffen sind!"

Tief gebeugt schied Rosambert. Sigismund aber blickte auf den erschütterten Freund hin. „Du hast diese Familie gekannt," spricht er, das abgebrochene Gespräch mit einem leisen Vorwurfe fortsetzend, „du hast sie gekannt mit allem ihren Geldstolze und Uebermuth; du hast oft meine Lage in dieser Familie beklagt, wo man, Kenntnisse und Wissenschaften, als im Solde des Reichthums, mit Füßen tretend, mich mehr für den letzten der Diener, wie einen Freund und Wohlthäter des einzigen Sohnes, behandelt; — hättest du in dem kurzen Zwischenraum von zehn Jahren dieses Los für den unglücklichen Erben erwartet? Leider, mein Freund, sind solche traurige

Ereigniſſe nicht ſo ſelten, daß wir ſie bei einiger Aufmerkſamkeit nicht öfter gewahren könnten!"

„Und ſieh' auf uns ſelbſt, haben doch auch wir vor fünfzehn Jahren noch in einer dunkeln feuchten Kammer, mehr unter als über der Erde gewohnt; erinnerſt du dich, daß wir oft, mit der gemeinſten Sorge ringend, gedarbt, oft das einzige beſſere Kleid, wie Brüder getheilt? Ja, auch wir haben gelitten und mit tauſend Entbehrungen als Studirende gekämpft. Wenn uns nun auch das Geſchick weder auf hohe Stufen des Ranges gehoben, noch mit überflüſſigen klingenden Gaben ſeiner Gunſt, nach welcher die kurzſichtige Welt den Glücksſtand zu meſſen pflegt, beſchenkt haben mag, ſo beſitzen wir doch mehr, als wir bei unſern mäßigen Anſprüchen an's Leben gewünſcht und gehofft; ja, mein Freund, wir ſind glückliche Männer geworden!"

„„Welche Erinnerungen!"" rief Sigismund's Begleiter hierauf aus, „„du haſt Recht, alter Geſelle, ich fühl' es dankbar, das Glück hat uns nicht mit zornigen Blicken beträchtet.""

„Aber ſchreibe dem Zufall nicht zu," fuhr der Meiſter ernſter fort, „was Schickung des Himmels und Werk unſeres Fleißes iſt! Gut wird es allen Menſchen gehen, wenn ſie's nur ſelbſt wollen, und Keiner aus den jungen Leuten, die du hier geſehen, ob ſie nun arm oder reich ſind, wird einſt eine jämmerliche und trübſelige Rolle auf der ernſten Bühne des Lebens ſpielen, wenn er Herz und Geiſt dafür zu bereiten und zu bilden bemüht

war. O! könnt' ich meinen Kindern den gebeugten bettelnden Rosambert weisen! könnt' ich ihnen oft genug mit väterlich warnendem Tone zurufen: „Lernt, liebe Kinder! was und so viel ihr vermögt; entbehrt und duldet, wenn's sein muß, es kommt eine bessere Zeit! Vor Allem aber verlasset die Wege der Tugend und Frömmigkeit nicht; denn auf anderen Pfaden gibt es weder Freude, noch Glück!"

„Nun aber fort in unsere vier Pfähle. Rosambert harrt dort Unser; er soll fortan nicht betteln; Ihm, meinem ehemaligen Schüler, muß auf die eine oder andere Weise wirksam geholfen werden."

Armuth und Edelsinn.

*

Arm kann man sein, die Armuth schändet nicht!
Der Reichthum gibt nur scheinbar ein Gewicht,
Und nie gab Gold und Geld ein wahres Glück!
Drum, guter Mann, blick' in dich selbst zurück;
Du wirst dann reicher, als du wähntest, sein,
Ist das Gewissen frei, die Seele rein!

In dem Erker ihres Stübchens saß die Witwe Christine und weinte bittere Zähren. Noch nie hatte ihre Lebenssonne so düster geschienen, als heute. In einem hohen Alter hatte sie ihr Mann, ein armer Künstler, vor einem Jahre mit zwei Söhnen und einer Tochter hilflos zurückgelassen. Theodor, der älteste, wandte mit unbeschreiblicher Anstrengung Alles an, die Mutter sammt den kleinen Geschwistern mit seinem Erwerb zu erhalten. Einige Unterrichtsstunden, welche ihm schlecht bezahlt wurden, und der karge Sold, den er für das Copiren mancher Schrift erhalten konnte — war Alles, womit er der gemeinschaftlichen Noth nach Kräften zu steuern versuchte. Aber so wenig dieses auch war, so reichte es doch für die Genügsamen hin; sie waren noch niemals ungesättigt zu Bette gegangen.

Die Thränen der Mutter flossen heute ihrem lieb-

sten und ältesten Sohne, welcher, wie ein zweiter Vater, mit kindlicher Entsagung, Geschwister und Mutter erhielt. Seine schönste Hoffnung war ihm eben zu Wasser geworden; er hatte vor mehren Wochen um eine Stelle, welche seinen Kenntnissen angemessen gewesen wäre, angesucht, und gerade heute die betrübte Nachricht erhalten, daß sie einem Andern verliehen worden sei. So niederschlagend auch dieser ungünstige Erfolg für Theodor war, so trug er ihn doch viel leichteren Sinnes, als die Mutter. Er sah ein, daß ein junger Mensch, welcher sich in der Welt festzustellen sucht, mit manchen Hindernissen zu kämpfen habe. „Oft, liebe Mutter," sprach er tröstend zu ihr, „betriegt uns in solchen Fällen die Eigenliebe. Wir meinen, jenen Stellen, die wir suchen, mit unsern Kenntnissen gänzlich gewachsen zu sein, und dennoch sind wir's entweder nicht ganz, oder es tritt ein Mitbewerber auf, welcher deren noch grössere hat. Daß Glück und Umstände hieran manchmal auch ihren Antheil haben, will ich nicht läugnen. Aber eben dieses soll mich ermuntern, bei nächster Gelegenheit wieder anzuklopfen. Wer weiß, ob mir dann nicht aufgethan wird. Es wäre unbescheiden zu verlangen, daß jeder, oder gar der erste Versuch dieser Art immer gelingen sollte; denn ich begreife, daß es der tüchtigen jungen Leute viele gibt, und daß aus diesen vielleicht Mancher solch' eines Glückes noch dringender, als ich, bedarf!"

„„Mein Theodor,"" sprach die Mutter noch wenig erheitert, „„wer kann es nothwendiger bedürfen,

als du? Zerreißt es mir nicht das Herz, wenn ich dich den lieben Tag über, bis in die späte Nacht hinein, bloß für uns arbeiten sehe! Deinetwillen fühle ich unser Unglück doppelt schwer.“»

„Nennen Sie uns nicht unglücklich, Mutter!“ versetzte er, sie sanft zurechtweisend. „Hunderte gibt es, welche mit einer viel drückenderen Lebenslage ringen, als wir. Unser Vater starb als ein ehrlicher Bürger. Niemand aus uns hat seinen Ruf noch befleckt. Herrscht in unserem kleinen Cirkel nicht Ruhe und Frieden — lieben wir uns Alle nicht innigst? und Sie nennen uns unglücklich, Mutter?“

»„Ach, wenn ich unser Schicksal mit dem so vieler Andern vergleiche, welche Günstlinge des Glückes sind!“»

Theodor ließ sie nicht vollenden. So jung er auch war, so hatte er doch Lebensweisheit genug, um die Meinung seiner Mutter, welche die Welt zu wenig kannte, nicht im Geringsten zu theilen. Sie irren, liebe Mutter, wenn sie das innere Glück des Menschen dem äußeren Scheine nach beurtheilen wollen. Eben da, wo der Ueberfluß weilt, findet sich am seltensten Lebensruhe. Ungezügelte Leidenschaften wüthen dort freier, als sonst wo, und zerreißen das Herz; innere Vorwürfe und Qualen belasten Viele aus ihnen; Ehrsucht und Habgier verschlingen das Bischen Freude, welches von ihrem Glücke übrig geblieben, und nichts haben sie dann, was ihnen

Genügsamkeit und inneren Frieden ersetzte. Ich habe diese beneideten Reichen kennen gelernt; aber, liebe Mutter, nur mit äußerst Wenigen möcht' ich meine Lage vertauschen! Ja, ich will nicht dafür stehen, ob wir nicht selbst, wenn uns der Zufall plötzlich großes Glück zuführte, uns bald unglücklicher fühlen könnten, als jetzt, wo wir fast nichts haben, als unser Herz und unsere Liebe, die man doch mit keinem Schatze der Erde erkauft. — Nein, Mütterchen, lassen Sie Ihre Sorgen! wir hoffen auf den lieben Gott, und dieser leitet die Wege der Sterblichen zu ihrem Frommen! — Diese Copien trage ich nun zu dem reichen Notar; dafür erhalten wir wieder einige Gulden. Nur Geduld! wir werden nicht darben!»

So sprach Theodor, und seine Mutter schien etwas ruhiger. Die Nadel glitt rascher durch ihre Linnen, die Thränen vertrockneten, und das Vertrauen auf Gottes Fürsorge ward wieder stärker als je. Ihr Sohn ging. Mit einem segnenden Blicke sah sie ihm nach. Sie machte sich bald selbst Vorwürfe, sich für so arm gehalten zu haben, da sie in ihren Kindern einen Reichthum, den sie mit keinem Throne vertauscht haben würde, besaß. Der Friede war eingekehrt in ihre Seele, und sie blickte nach so trübsinniger Stimmung wieder heiter in die Welt, wie wir fröhlicher in den Tag hineinschauen, wenn Stürme gewüthet, oder düstere Wolken das freundliche Antlitz der Sonne länger verborgen gehalten.

*

Leopold, der zweite Sohn Christinen's, kam fröhlich zur Mutter gesprungen. „Ach, Mütterchen," spricht er, „wie glücklich bin ich! der Sohn des Apothekers zum silbernen Sterne besucht die Schule mit mir und ist auch mein Spielgeselle. Da hat er mir denn seinen Vater dazu gestimmt, daß er mich auf drei Jahre zu sich in die Lehre nehme, wenn du für's erste Lehrjahr ein Hundert Gulden zu bezahlen bereit wärest; die übrigen zwei behält er mich, ohne von dir einen Dreier zu fordern. O Mutter! das wirst du wohl für deinen Leopold thun. Sieh, ich habe so viele Neigung für diese Kunst, und werde dir gewiß Freude bereiten! bitte, liebe Mutter! bitte recht schön!"

Aber Christine sah ihn mit trüben Blicken an und sprach in einem wehmüthigen Tone: „„Jetzt, mein Leopold, kann ich deinen Wunsch nicht gewähren. Setze deine Schulstunden fleißig fort, und dann werden wir sehen.""

Leopold zog sich traurig zurück, und Christine ward mit innerer Wehmuth erfüllt. Mit Freuden würde sie diese Gelegenheit, ihren Sohn unterzubringen, ergriffen haben, wenn es nicht eben am Nothwendigsten gefehlt hätte. Die Forderung des Apothekers war billig, aber dessenungeachtet würde sie in diesem Zeitpuncte zu der Befriedigung derselben keinen Rath zu schaffen gewußt haben. „„Wie traurig ist es,"" seufzte sie bei sich selbst, „„um einer Summe willen, die mancher Fant

für bloße Tändelei in einer Stunde verwirft, und manches stolze Weib gleichgiltig auf eine Spielkarte, oder für ein Kleid, dessen sie nicht bedarf, hinwirft, den entscheidenden Augenblick für das Fortkommen eines geliebten Kindes unbenützt vorübergehen lassen zu müssen!"" Sie versank in die alten Klagen, welche Theodor erst vor Kurzem gestillt hatte, und so oft sie eines ihrer Kinder erblickte, fühlte sie einen Dolchstich im Herzen.

Mittlerweile gab Theodor seine Copien ab. Allein in der Eile, mit welcher er sie verfertigt hatte, war etwas darin versehen worden. Der Besteller, ein karger und eigensinniger Mann, hielt ihm den bedungenen Preis zurück und begehrte diese Arbeit besser geliefert. Theodor, welcher seinen Fehler, der sich leicht hätte gut machen lassen, einsah, mußte sich, um den Kunden nicht zu verlieren, dazu verstehen.

Schweren Herzens, seiner armen Mutter gedenkend, trat er mit abermals getäuschter Hoffnung den Rückweg nach Hause an. „Es gibt wirklich Tage im Leben," sprach er zu sich selbst, „wo uns nichts gelingen will; so geht es mir mit dem heutigen. Im Grunde sind wir freilich daran selbst Schuld. Meistens hat uns das erste mißlungene Project schon immer den Kopf so warm gemacht, daß wir die darauf folgenden Unterneh-

mungen übereilt und ohne die nöthige Besonnenheit beginnen. Dann ist es freilich kein Wunder, wenn es damit nicht vorwärts will. Hätte ich nicht stets auf mein Anstellungsgesuch gedacht, so hätte sich in die Schrift jener Fehler nicht eingeschlichen. Je nun, das läßt sich ja ändern, und ein Paar Stunden der Nacht bringen Alles wieder in's Reine!»

Indem er sich so in seine Gedanken verlor, fehlte es nicht viel, daß er unter die Räder eines Wagens, welcher plötzlich vorfuhr, gekommen wäre. Er bog sich schnell an die Mauer und wartete, bis dieser vorübergefahren sein würde. Ein ziemlich bejahrter Herr stieg ein. Sein in einer reichen Livree prangender Jäger schloß den Schlag, und rief dem Kutscher die Weisung: in's Theater zu fahren, zu. Die Pferde flogen mit ihrer leichten Last schnaubend die Straßen entlang. Theodor, von der Gefahr befreit, war im Begriffe, seinen Weg fortzusetzen, als sein Fuß an eine leichte Sache, die mit fortkollerte, stieß. Er sah auf den Boden, und erblickte eine Brieftasche vom schönsten Maroquin mit Gold und Seide zierlich gestickt. Sie konnte Niemand als dem Herrn, der in den Wagen gestiegen war, entfallen sein. Er rannte der Equipage nach, rief den Kutscher und Jäger derselben an; aber diese waren ihm bald aus dem Gesichte gekommen. Theodor wußte nun kein anderes Mittel, den Eigenthümer seines Fundes zu erforschen, als in dem Hause, vor welchem die Carosse gehalten hatte, nach dem Namen desselben zu

fragen. „Der Graf von Ethelrod,“ erhielt er zur Antwort.

Theodor begab sich nach Hause. Er fand die Mutter und Geschwister trauriger als je. Seine Miene aber war, wie immer, heiter und ruhig.

*

Das Abendbrot wurde aufgetragen. Wie sich nun Alle um das gedeckte Tischchen stellten und die kleine Mina, an welcher heute die Reihe war, das Gebet des Herrn laut hersagte, während es die Uebrigen in der Stille nachbeteten, und wie diese zur vierten Bitte kam und andächtig sprach: „Gib uns das tägliche Brot!“ da gingen der armen Mutter die Augen über; sie konnte ihres Schmerzes nicht Meister werden, und setzte sich schluchzend zu Tische. Leopold, der die Ursache ahnen mochte, ward auch weich, und so las Theodor in aller Augen bittere Wehmuth.

Christine dachte zu zart, um dem ältesten Sohne die Quelle ihrer heutigen Verstimmung aufzudecken. So sehr auch dieser in sie drang, so beharrte sie doch fest in ihrem Schweigen, und suchte nach Ausflüchten.

Theodor brach davon ab. Ueber die Trauer, welche er zu Hause traf, hatte er seines Fundes vergessen. Bei einer zufälligen Berührung seiner Tasche erinnerte er sich daran. Er zog das Portefeuille heraus und erzählte, um seine Lieben zu zerstreuen, auf welche Art er dazu gelangt, und wie er fest überzeugt sei, daß Niemand als Graf Ethelrod sie ver-

loren haben könne. Die kleine Mina, welche die Stickerei daran bewunderte, zog sie auseinander. Zwei Banknoten und einige Papiere fielen heraus. Eine der Ersten lautete auf Hundert, die Zweite auf fünfzig Gulden. Theodor besah die Papiere, und der erste Blick, den er hineinwarf, überzeugte ihn, daß sie für den Eigenthümer viel wichtiger, als die verlorne Summe, sein müßten.

Bei dem Anblicke des vielen Geldes wurden die Bedrängten ganz roth im Gesichte. Ein innerer Kampf war in dem Blicke Christinen's zu lesen. Leopold schlug in die Hände und rief mit kindischer Freude: „Das ist ja herrlich! nun, da mein guter Bruder so reich ist, werd' ich Apotheker! — ja, nun werd' ich's gewiß!"

Theodor blickte ihn mit großen Augen an. Christine sah ihr Geheimniß zum Theile verrathen; sie erklärte ihm, welch' eine Bitte der Kleine gewagt, welche Hoffnung sie ihm niedergeschlagen, und wie diese nun beim Anblicke des Geldes wieder rege geworden.

„„Also meinst du,"" sprach Theodor, „„daß diese Brieftasche mit ihrem Inhalte mein gehöre?"" — „Nun, wem denn sonst?" versetzte Leopold rasch, „du hast sie gefunden!" — „„Aber ich weiß, wer sie verloren hat, — und wüßte ich das nicht, so wäre es meine Pflicht, den Fund bei der Behörde anzuzeigen und den Eigenthümer auf gerichtlichem Weg vorfordern zu lassen. Du bist groß

genug, Leopold, zu wissen, wie heilig dem rechtlichen Manne fremdes Eigenthum sein müsse?«"

„Freilich ist der Graf äußerst reich," sprach Christine im zitternden Tone, „und diese Summe ist ihm wohl kaum eine Minute bedauernswerth."

Theodor blickte sie an. Sie aber sah ernst und schweigend nach dem Bette, worauf ihr Gatte mit seinem ehrlichen Namen verschieden war. — Ein Blick gegen Himmel bewies, daß sie sich des schwachen Gedanken, zu dem sie die höchste Liebe für ihre Kinder verführt hatte, bereits in ihrem Innern reuig schäme.

„Nein, lieber des Hungers sterben," rief sie nun heftig, „als eine Schuld auf unser Gewissen laden! du hast recht, guter Theodor! die bitterste Noth mit einem reinen Gewissen ist besser, als Ueberfluß mit einem schuldbelasteten Herzen! Morgen früh gib deinen Fund zurück."

„Ja, liebster Theodor," sprach Leopold, „gib ihn zurück. Du bist zwar viel besser, als ich, aber jetzt fühle ich gleichfalls, wie übereilt ich gedacht! nein, lieber bei einem Viehhirten meine Krume Brotes verdienen, als durch einen schlechten Streich den Wunsch meines Lebens erreichen! — Alle waren begeistert von dem Siege, welchen sie über sich erfochten hatten, und Christine besonders war mehr heiter, als sie die Tage immer gewesen. Mit leich-

tem Sinne und Herzen gingen sie zu Bette, und sprachen in ihrer Abendbitte so zutraulich zu dem lieben Gotte, wie Kinder zu ihrem Vater. Sie wurden mit süßem Troste erfüllt, und in ihrem Innern ward es nun klarer, als je: daß es für Den keine Noth und kein irdisches Leid gibt, der sich den Trost nicht versagen muß, daß seine Hände rein von aller Schuld, und sein Herz frei von Haß und Sünde geblieben. Sie schlossen ihre Augen und ruhten nach den Mühen des Tages, wie nur der Tugendhafte in den Armen des Schlafes ruht.

*

Am nächsten Morgen befand sich Theodor um die eilfte Stunde, sorgfältiger als sonst angezogen, vor dem Hotel des reichen Grafen von Ethelrod. Der Portier, welcher ihn ohne Wagen ankommen gesehen hatte, machte, wie es die Art dieser Menschen ist, anfänglich Schwierigkeiten. Da Theodor jedoch darauf bestand, den Herrn Grafen zu sprechen, so verwies er ihn endlich an den Secretär desselben, welcher in der Nähe der Gemächer seines Gebieters eben beschäftigt war.

Theodor erklärte diesem Manne ohne Rückhalt, warum er gekommen. Der Secretär, welcher, wie es sein Benehmen bewies, weder Herz noch Bildung besaß, empfing den ehrlichen Finder auf eine hochmüthige und ungeschliffene Weise. Mit einem schnöden Tone sprach er zu ihm: „Ja, der Herr Graf haben gestern Ihre Brieftasche verloren. Es

ist gut, daß Sie dieselbe zurückbringen. Ich war eben im Begriffe, sie durch die Polizei suchen zu lassen. Es war Geld darin; wird sich auch noch Alles finden? wo ist die Brieftasche?" — „„Mein Herr,"" entgegnete Theodor, über diesen unartigen Empfang befremdet, „„Ihnen selbe zu übergeben, bin ich unter keiner Bedingung entschlossen. Ich war deßhalb persönlich hieher gekommen, sie nur in die Hände des Herrn Grafen zu liefern."" — „O wir kennen die Beweggründe wohl," fiel ihm jener ungeschliffen in's Wort; „es ist Ihnen bloß um ein Geschenk zu thun. Wären Sie artiger gewesen, so würde auch ich im Namen des Grafen —"

Theodor, welcher unter andern Umständen um der nicht angenehmen Lage willen, in welcher er sich befand, eine geringe Vergeltung seiner Mühe nicht ausgeschlagen haben würde, war durch die beleidigende Weise, mit welcher derselben von diesem Menschen so unzart erwähnt worden, im höchsten Grade aufgeregt. „„Wenn Sie meine Gesinnungen Ihrer Denkungsart gleich halten, mein Herr, so irren Sie! Ich gebe Ihnen also mein Ehrenwort, daß ich Ihren Gebieter nicht nur um kein Geschenk angehen, sondern daß ich vielmehr jede Art desselben, und würde es mir auch auf die schonendste Weise geboten, unter jeder Bedingung ausschlagen werde. Aber ich habe Ihnen erklärt, daß ich meinen Fund nur dem Herrn Grafen selbst übergeben wolle, und von diesem Vorsatze weiche ich nicht!""

Bei diesen Worten öffnete sich eine Seitenthür.

Der Graf trat herein. Auf eine höchst kriechende Weise verkündigte ihm der Secretär — denn es ist bekannt, daß die Uebermüthigsten und Ungeschliffensten gegen die, welche sie unter sich glauben, die erbärmlichsten Demüthigungen gegen Jene nicht scheuen, welche ober ihnen stehen — „daß dieser Herr das verlorne Portefeuille Sr. Excellenz gefunden und mitgebracht habe."

Der Graf empfing ihn mit freundlicher Höflichkeit. Theodor gewann sogleich Herz und Vertrauen zu ihm. Er überreichte seinen Fund. Der Graf rief freudig! „Ja, das ist mein Portefeuille! Er öffnete dasselbe und suchte nach den Papieren: „Alles, wie es gewesen," sagte er erfreut. „Sie glauben nicht, mein Herr, wie lebhaft Sie mich durch diese Zurückgabe und Ihre damit gehabte Bemühung verbinden. Darf ich Sie um Ihren Namen und Charakter fragen?" — „„Ich bin der älteste Sohn des jüngst verstorbenen Malers Reinold,"" versetzte Theodor schüchtern. „Ihr Vater war ein wackerer Mann," erwiederte der Graf mit einem wohlwollenden Blicke. „Ich habe ihn gekannt und besitze auch Gemälde von ihm. Lieber als seine Kunst war mir aber sein vorwurfsfreies Betragen als Bürger, wodurch er sich vor so Manchem aus seinen Kunstgenossen ausgezeichnet hatte. Wo sich das Talent und die Liebe zur Kunst mit der Tugend und Humanität vereinen, da schätze ich den Künstler höher, wie sonst Jemanden unter den Menschen. Hat Ihr Vater Vermögen oder sonst Aussichten hinterlassen?"

Theodor erwiederte mit Thränen in den Augen, welche aber mehr das Andenken an die Tugenden seines Vaters, als die traurige Erinnerung an die ungünstige Lage der Zurückgebliebenen, entlockte: „„Mein Vater hinterließ uns nichts als die Erinnerung an seine Rechtlichkeit und seinen Segen. Die Händearbeit meiner Mutter, und der Unterricht, den ich ertheile, schützen uns vor der äußersten Noth!““

Der Graf schien großes Wohlgefallen an dem jungen Manne zu haben. Er dachte über etwas nach, forschte nach seiner Wohnung. — Theodor empfahl sich mit den Außerungen jener tiefen und innigen Hochachtung, welche ihm das herablassende Benehmen des Grafen eingeflößt hatte. — Dieser aber nahm die beiden Banknoten aus der gefundenen Brieftasche, reichte sie dem jungen Manne verbindlich und sprach: „Verschmähen Sie nicht, Lieber, diese Kleinigkeit, welche schon früher dem redlichen Finder meines Portefeuilles bestimmt gewesen. Für Sie aber werde ich gewiß, wenn Sie mir hierzu einen Fingerzeig geben, ein Mehres thun.“

Theodor dachte nun seiner Lieben zu Hause, gedachte der Freude, welches sie über dieses reiche Geschenk empfinden würden — aber sogleich war er zur Entsagung entschlossen. Er hatte sein Ehrenwort gegeben, sich unter keiner Bedingung seine Pflicht bezahlen zu lassen; dieses galt ihm mehr als jede Gabe. Sie ehrerbietig verweigernd, sprach er gerührt: „„Forschen Sie, gnädiger Herr Graf! nicht nach

dem Grunde, warum ich Ihr reiches Geschenk nicht annehmen kann und will; aber erlauben Sie mir, Ihnen dafür mit so gerührtem Herzen zu danken, als hätte ich Ihre Gnade empfangen. Nie, Herr Graf! wird das erhebende Andenken an diese Stunde in meiner Seele erlöschen!"" Mit diesen Worten griff er nach der Thür, warf einen verächtlichen Blick auf den sich tief bückenden Secretär; verbeugte sich vor dem Grafen noch einmal und stieg, von mancher Empfindung bestürmt, die Treppe hinunter.

*

Theodor trat mit dem Gefühle, recht gehandelt zu haben, unter seine Lieben. Er erzählte, wie freundlich ihn der Graf empfangen, was hierbei vorgefallen sei, und wie Er ihm zugesagt habe, seiner zu gedenken.

„Der reiche Graf," sprach Christine, „könnte dich freilich mit einem Winke lebenslang glücklich machen; aber diese Herren vergessen der Dürftigen so leicht!" — Theodor entgegnete: „„Und was habe ich denn auch für Ansprüche auf seinen Schutz? doch nicht darum, weil ich meine Pflicht erfüllt und ihm sein Eigenthum zurückgestellt habe? Darin fehlen die Menschen oft, daß sie an Andere Ansprüche machen, zu denen sie nicht berechtigt sind; und solche Hoffnungen sind dann freilich Schlösser in die Luft gebaut! Ich weiß überdieß: daß vieler Großen Gunst nicht immer das sicherste Bret beim Schiffbruche ist; aber so viel glaube ich von dem edlen Grafen hoffen zu

dürfen, daß er die Gelegenheit, mir Gutes zu thun, nicht vorbeilassen werde. Uebrigens ist es mein Grundsatz, in allen Dingen mehr auf mich selbst, als auf fremde Hülfe zu bauen; und so arm ich auch bin, so wird mir doch der liebe Gott — also hoffe ich mit vollem Vertrauen — mit Seinem Schutze noch durch die Welt helfen.««

Auf diese Weise wurde der Gegenstand mit dem gefundenen Taschenbuche für beendigt gehalten. Es war von nun an nicht mehr die Rede davon. Theodor arbeitete fleißig und unverdrossen. Seine Lieben folgten seiner Lehr' und seinem Beispiele. Bei all' ihren beschränkten Umständen waren sie von nun an zufrieden und glücklich. Schien es doch, als hätten diese früheren Vorgänge Muth und Ruhe in das Haus gebracht! Auch besserte sich Theodor's Lage zusehends, und seine kleinen Arbeiten gewannen oft mehr Lohn, als er dafür erwartet oder anzusprechen gewagt hätte.

Drei Wochen waren vorübergegangen. Das Geburtsfest Christinen's war herangekommen. Der gute Sohn überraschte sie mit einem kleinen Geschenke. Sie küßte ihn gerührt und sprach: „Theodor, der Himmel, der alles Gute sieht, muß deine kindliche Liebe belohnen!"

Nun kam auch Leopold. Er trug eine grüne Schürze über ein neues reinliches Kleid. Er wollte sprechen, brachte aber kein Wort, um der Thränen, die aus seinen Augen liefen, willen, hervor.

Mit einer Bewegung seiner Hand verwies er die Erstaunte auf den heiter lächelnden Theodor, welcher, um den innigen Wunsch der Mutter und des Bruders zu erfüllen, mit dem Apotheker ein Uebereinkommen getroffen und dessen Sohn täglich eine Correpetitionsstunde zu geben sich verpflichtet hatte, wenn er entgegen den guten Leopold in die Lehre nehmen und nach drei Jahren freisprechen wollte. Die Mutter errieth den Zusammenhang. Alle Drei umfingen sich; in jedem Auge strahlten Thränen der tiefsten und herzlichsten Rührung.

Zu dieser Scene kam plötzlich ein Fremder, und zwar ein Abgesandter des Grafen von Ethelrod, in welchem Theodor bald den Secretär desselben erkannte. Aber dieser betrug sich heute ganz anders als vor drei Wochen. Er meldete, daß sein Gebieter den ältesten Sohn des Hauses sogleich zu sprechen verlange. Der Wagen des Grafen stand vor der Thür, um ihn aufzunehmen. Theodor begriff den Zusammenhang nicht, und war eben so erstaunt, wie seine Lieben; aber er schickte sich schnell zum Fortgehen an und griff nach seinem Hute. Es fehlte nicht viel, so hätte ihm der Setretär eine sclavische Unterwürfigkeit bewiesen. Zitternd bat er den Erstaunten, sein neuliches Betragen vergessen zu wollen. „Mein Gebieter würde den Fehltritt, welchen ich begangen habe, auf das Strengste ahnden; ich bin verheirathet, habe Kinder, und wenn der Graf seine Hand von mir zieht, so verderben wir Alle in Mangel und Noth!“ sprach er mit Angst und

Verwirrung; er wandte sich zugleich an Christinen, ihre Vorbitte anflehend.

Theodor beruhigt ihn — versichert, daß er des ganzen Vorfalls nicht mehr gedenke. — In seinem Innern aber machte er neuerdings die Bemerkung: wie stolze und harte Menschen ihre Vergehungen fast immer durch die demüthigendsten und empfindlichsten Strafen, denen sie sich selbst unterziehen müssen, zu sühnen gezwungen sind.

Sie stiegen in den Wagen und fuhren bei dem Palais des Grafen vor. Freundlich kam dem guten Theodor dieser beim Eintritt entgegen. „Ich habe Sie lange nichts von mir hören lassen," rief er ihm entgegen; „aber ich wollte mir auch eher von Ihrer Person und Ihrer Lage die genaueste Kenntniß verschaffen, um auf die zweckmäßigste Art für Sie etwas thun zu können. Ich weiß nun Alles und ich habe so viel Grund, Sie zu schätzen, gefunden, daß ich Ihnen meine Theilnahme, wie mein volles Vertrauen, niemals entziehen werde."

Theodor hatte bei diesem Empfange seine ganze Fassung verloren; denn in der Eile, mit der Alles dieses geschehen war, schien ihm das Ganze ein Traum zu sein.

„Ich habe Ihnen einen Antrag zu machen;" fuhr der Graf fort, „bei meinem Sohne ist die erste Lehrerstelle, mit welcher die Aufsicht über meine Bibliothek und ein Gehalt von 800 fl. verbunden ist, zu vergeben. Sie sind nebstbei für die Zukunft gedeckt,

und so in der Lage, die schöne kindliche Pflicht, welche Sie an den Ihrigen auf eine so rührende Weise bis jetzt unter mancher Entsagung geübt haben, nun leichter zu erfüllen. — Die Professoren der hiesigen Universität haben Ihren wissenschaftlichen Bestrebungen das ehrenvollste Zeugniß gegeben. So sehr ich auch wünsche, daß mein einziger Sohn gründliche Kenntnisse erwerbe, so wünsche ich doch noch inniger, daß sein Herz und sein Gemüth die beste Richtung erhalten. — Ich kann in diesem Stücke nirgends ruhiger sein, als bei Ihnen, mein Freund. Ein guter Sohn und Bruder ist immer ein trefflicher Mensch, und ich bin nicht wenig erfreut, das ganze künftige Lebensglück meines Kindes in Ihre Hände legen zu können."

Innig gerührt nahm Theodor diesen ehrenvollen Antrag an. Seine Lage war dadurch auf eine sehr vortheilhafte Weise verbessert. Er begab sich mit klopfendem Herzen nach Hause, und Alles, was er vorbringen konnte, bestand in den Worten: „Er hat Wort gehalten!"

Nur nach und nach erfuhren seine Lieben in abgebrochener Rede, wie sehr sie sich nun zu freuen Ursache hätten. Seine Erzählung wurde durch Ausbrüche des wechselseitigen Entzückens unterbrochen. Die Mutter umarmte ihn und sprach: „Gott ist der beste Vater! Er hat das innige Gebet einer dankbaren Mutter erhört!"

Theodor trat seinen Posten an. Sein Zögling gedieh, wie eine zarte Pflanze vom sorgsamen Gärtner gepflegt; der Graf schenkte ihm bald sein unumschränktes Vertrauen, und so verlebte Theodor, geliebt von seinen Angehörigen, geschätzt und geehrt von Allen, die ihn umgaben, die schönsten Tage des Glückes.

Kein Stand und Erwerb, das Laster nur entehrt.

Der junge Marquis Lamare fand unter dem Nachlasse seines verstorbenen Vaters einen Schuldbrief über zwei Tausend Livres von dem verstorbenen Gemahle der unglücklichen Frau v. Elisson als eine Spielschuld ausgestellt, welche durch die Revolution all' ihre Güter verloren hatte und in große Dürftigkeit gerathen war. Lamare hatte einst für Elisson's einzige Tochter Virginie, eine zärtliche Neigung empfunden. Da er aber durch den Umgang mit einigen Wüstlingen in der Achtung der biederen Elisson etwas gesunken war, so erhielt er auf seinen werbenden Antrag eine zwar höfliche, doch ausweichende Antwort. Hierdurch war der Stolz des reichen Marquis sehr verwundet worden. Er brach sogleich den Umgang mit dieser liebenswürdigen Familie ab und stürzte sich in Zerstreuungen, welche die sanfte Virginie mit ihren Reizen und Tugenden bald in den Hintergrund seines Gedächtnisses stellten.

Einige Jahre darauf starb sein Vater, und als er jene Verschreibung von zwei Tausend Livres unter den Papieren desselben fand, erwachte die Erinnerung an den abgewiesenen Antrag mit aller Kraft.

Nun schien ihm die Gelegenheit zur Genugthuung gekommen zu sein, und er dachte so unedel und klein, diese mit Hast zu ergreifen.

Ob er gleich die traurigen Vermögensumstände der unglücklichen Elisson kannte, ob er gleich wußte, daß sein Vater von jener Verschreibung nie Gebrauch gemacht haben würde, da seine Familie dem verstorbenen Gemahle der Frau v. Elisson große Verpflichtungen schuldete; so beschloß er doch, Virginien's stolze Mutter durch seine Forderung bis zum Aeußersten zu treiben. Da er aber im Grunde ein Herz besaß, das zwar durch Leichtsinn verführt, jedoch nicht verdorben war, so hatte er auch schon den Entschluß gefaßt, der armen Elisson dann, wenn sie ihre Verlegenheit gestanden, und sich vor dem gedemüthigt haben würde, welchen sie einst so stolz von sich gewiesen hatte, eine Forderung zu erlassen, die, seinem eigenen Gefühle nach, unbillig war.

Er sandte daher die Verschreibung zur Witwe Elisson und ließ die Schuld mit der bittern Bemerkung einfordern: „Es dürfte der gnädigen Frau angenehm sein, jeder Verpflichtung gegen einen Mann, dem sie einst die Hand ihrer Fräulein Tochter schnöde versagt, durch die Bezahlung jener Schuld ledig zu werden.“ Elisson erblaßte bei dieser unerwarteten Forderung, faßte sich aber bald und versicherte dem Cassier mit beleidigtem Stolze, daß er in einigen Tagen wieder kommen, und die angesprochene Spielschuld in Empfang nehmen könne.

Als sie dieser verlassen hatte, sank sie in Virginien's Arme. „Ich Unglückliche," rief sie, „wie werde ich mein Wort erfüllen? wie die unbillige Forderung eines stolzen und beleidigten Mannes befriedigen, dem ich um keinen Preis etwas schuldig sein möchte!" — — „„Wir müssen ihn bezahlen,"" sprach Virginie, durch Lamare's Betragen mehr noch als ihre Mutter verletzt, „„und wenn wir auch vor fremden Thüren um Brot betteln sollten!"" — „Ja, du hast Recht, meine Tochter! es ist besser, ganz verlassen und arm, als bösen und verdorbenen Menschen verpflichtet zu sein. Wenn ich die Einrichtung unserer Gemächer, wenn ich deine und meine Kleider verkaufe; — so hoffe ich, fast die Summe von zwei Tausend Livres dafür zu erstehen. Aber dann werden wir nichts mehr haben und so arm sein, als der dürftigste Bettler selbst es ist." — Nun rang die unglückliche Mutter die Hände und benetzte die Wangen ihrer armen Tochter mit großen Thränen. Diese aber tröstete sie und sprach: „„Laß' uns jedes Opfer versuchen, theuere Mutter, jene Summe zu erhalten, und vertrauen wir dann dem Schutze des lieben Vaters im Himmel! Wir sind ja durch unverdientes Mißgeschick, und nicht durch lastende Schuld elend geworden; wir haben aus dem Schiffbruche unser gutes Gewissen, unser Gottvertrauen, unsere Liebe zur Arbeit gerettet. Ja, beste Mutter, keine Beschäftigung wird Ihrer Virginie zu gering, keine zu niedrig sein, um unsere Bedürfnisse zu befriedigen. Verkaufen wir,

was wir besitzen, tilgen wir damit jene demüthigende Schuld, und verlassen wir dann einen Aufenthalt, in welchem jeder Schritt schmerzliche Erinnerungen weckt. Wir werden mit Gott ziehen; denn wer ein gutes Gewissen hat, ist nie und nirgends gänzlich verlassen und arm!««

Solche Worte linderten den Schmerz der Witwe; der gefaßte Entschluß gewann an Reife, alle ihre Habseligkeiten wurden verkauft, und ehe drei Tage vergingen, war die Summe von Zweitausend Livres zusammengebracht. So fand am vierten Tage Lamare's Cassier zwar nur öde Gemächer und leere Wände bei der Frau v. Elisson, erhielt aber, ohne jede Bemerkung, die geforderte Summe. Mit dieser ging er zu dem Marquis und berichtete, in welchen Umständen er die Frau v. Elisson gefunden, und auf welche Weise sie jene Summe zusammengebracht haben dürfte. Lamare war nun äußerst beschämt. Erfüllt mit der Unruhe, die Noth guter und achtungsvoller Menschen durch seine Unbild vermehrt zu haben; unschlüssig, wie er seinen Fehler gut machen sollte, brachte er den Tag über in Gedanken versunken zu, und fand selbst in der Nacht keine Ruhe. Am nächsten Morgen ließ er Ohrgehänge von Diamanten, fünftausend Livres im Werthe, einkaufen, schloß selbe in zwei Banknoten von Zweitausend Livres ein und sandte abermal seinen Cassier nebst einer verbindlichen Zuschrift zur Frau v. Elisson hin, in welcher er sich zu entschuldigen und sein Benehmen zu beschönigen suchte. Er bat die Mutter, die

Ohrgehänge an Virginien, als ein Angedenken an ihren unglücklichen Freund, zu übergeben. Doch wie traurig wurde er, als der Cassier ihm Brief und Geschenk mit der Nachricht zurückbrachte, daß Frau v. Elisson früh Morgens mit ihrer Tochter die Stadt verlassen habe, und daß Niemand wisse, wohin sie sich gewendet.

*

Ungeachtet aller Zerstreuungen, welche sich dem reichen Marquis darboten, konnte er doch den Gedanken an Virginien und ihre Mutter nicht verbannen und seitdem er sie ganz arm und durch seine Schuld unglücklich wußte, hatte er keinen vollkommenen Seelenfrieden mehr. Die leisen Vorwürfe, die ihm sein Gewissen machte, die Neigung, welche in seinem Herzen für die tugendhafte Virginie neuerdings erwachte, hatten wenigstens die Folge, daß er ernster und besonnener wurde. Er entzog sich den leichtsinnigen Gesellschaften, welche bis jetzt auf ihn manchen nachtheiligen Einfluß geäußert und widmete sich ganz der Verwaltung jener Güter, die ihm sein Vater zum Erbe gelassen. So kam es, daß er nach zwei Jahren auch eine Reise nach Madagaskar machte, wo eine seiner Pflanzungen durch die geringe Aufmerksamkeit, welche, um der Entfernung willen, bis jetzt darauf verwendet worden, sehr heruntergekommen war.

Nach einem Aufenthalte von wenigen Monaten kehrte er sehnsuchtsvoll — und unbefriedigt in sein Vaterland zurück. Wie elend ist doch das Leben ei-

nes Mannes, welcher ohne Gattin, ohne Kinder — umkrallt von seiner Selbstsucht und im Netze jener Thorheiten, die allen Hagestolzen eigen — allein in der Welt da steht, wie ein dürrer Baum; der selbst keine Freude genießt und auch keine Freude gewährt. Lamare fühlte das Unbehagliche dieses Zustandes und beschloß deßhalb, bei seiner Rückkehr eine Gattin zu wählen. Und doch ward ihm vor diesem Gedanken bange; denn er hatte nur Eine gekannt, deren Tugend und Anmuth ihm das Leben wirklich erhöht haben würden; — und diese Eine war Virginie Elisson, die er in's Elend getrieben.

Sein Schiff landete in dem Hafen von Brest. Er stieg mit jener unsäglichen Freude, die jedes empfindsame Herz bei dem Wiederbetreten des vaterländischen Bodes erhebt, an das Land. Er hatte in diesem Augenblick seine Unruhe, seine Unzufriedenheit mit dem Leben vergessen und war glücklich und heiter. So trat er in die Stadt. Mit Vergnügen erblickte er eine kleine Bude mit Früchten, die er auf der Seereise so lange entbehrt, und eine niedliche Gestalt, die sie verkaufte. Obgleich ihre Kleider von den eines Landmädchens kaum unterschieden waren, so zeichneten sie sich doch durch Reinlichkeit, selbst durch Geschmack, aus. Das reizende Gesicht der Verkäuferin aber konnte Lamare nicht erblicken, da es theils durch eine tiefe Kopfbedeckung, theils durch die züchtige Bescheidenheit des Mädchens, lüsternen Augen den Anblick verwehrte. Lamare forderte etwas von ihrer

Waare, zieht seinen Beutel und will, hingerissen von etwas muthwilliger Laune, das Gesicht der niedlichen Obsthändlerin gewaltsam sich zuwenden, — da blicken ihn ein Paar ernste, strafende Augen an! Die Börse entsinkt seiner Hand, indem das Mädchen in reinem Französisch also spricht: „Zur Ungezogenheit, mein Herr, berechtigt Sie mein Gewerbe nicht; denn kein Stand, das Laster nur entehrt!" — „„Ist es möglich! ja, ich täusche mich nicht: Sie sind Virginie Elisson! — Gott! und dieses Los!"" rief Lamare erschüttert aus. „„Kennen Sie, Virginie, Ihren Freund Lamare nicht mehr? Doch wie wage ich es, den heiligen Namen eines Freundes zu nennen, da ich es wahrscheinlich bin, der Sie in diese Lage gestürzt.""

Virginie, welche den Marquis nicht beachtet und deßhalb anfänglich nicht erkannt hatte, war so sehr außer Fassung gerathen, daß sie einiger Zeit bedurfte, um ihm antworten zu können. „Seien Sie ruhig, Marquis," sprach sie endlich mit unnachahmlicher Güte, „die Vorwürfe, welche Sie sich machen, sind ganz ungegründet. Meine Mutter und ich — wir sind zwar arm, doch nichts weniger als unglücklich. Ich weiß nicht, ob Sie es für eine Schande halten, daß ich die Früchte, welche der kleine, von meiner Mutter gemiethete Garten bei Brest trägt, hier selbst feilbiete; ich aber für meinen Theil finde darin nichts Entehrendes. Der Ertrag dieses Gartens nährt mich und meine Mutter, die wir hier, ungekannt und nichts als den Namen ehrlicher Land-

leute in Anspruch nehmend, ein ungestörtes Leben führen. Sie werden es kaum glauben, Herr v. Lamare, aber es ist doch so: — wir sind in dem Ueberflusse der geräuschvollen Residenz nicht so glücklich gewesen, als hier unter einem dürftigen Dache, in einer kleinen ländlichen Hütte! Doch lassen Sie uns unseren Frieden; entfernen Sie sich, Marquis, und vergessen Sie, wer wir gewesen und daß wir uns je gekannt!"

„„Ich Sie verlassen, Sie vergessen, edle Virginie!"" rief Lamare mit Heftigkeit aus. „„Nein, biederes Mädchen, das um einer alten Mutter willen Dürftigkeit und Demüthigung erträgt und ihren Himmel im Lohne des Bewußtseins findet! Lamare ist wohl leichtsinnig und unbesonnen gewesen; aber er ist kein Ungeheuer, dem Tugend und Liebe zum Spiel geworden! Kommen Sie, Virginie, überlassen Sie diese Früchte den herströmenden, freudetrunkenen Matrosen zur Beute und führen Sie mich zu Ihrer Mutter!""

Die Weigerung Virginien's war vergeblich. Sie mußte endlich einwilligen in die Bitte des tief ergriffenen Freundes. Sie traten Beide in das reine Häuschen, welches die Frau v. Elisson bewohnte. — Wer malt die Ueberraschung, als Lamare zu ihren Füßen stürzte, mit freudethränendem Blick den Namen „Mutter!" ausrief — —

Und nach einigen Wochen wurde dieser Ausruf dadurch gerechtfertigt, daß die tugendhafte bescheidene Virginie an seiner Hand in die Kirche von

St. Eustach trat und unter dem Beifall aller guten Menschen dieselbe als Marquise Lamare, als die glücklichste Gattin eines biedern, sie herzlich liebenden Mannes, wieder verließ. Ihre Mutter vergoß dabei mehr Thränen, als in jenem unglücklichen Augenblicke, in welchem sie fast hoffnungslos die Residenz verlassen hatte, und rief oft in unaussprechlicher Freude die Worte aus: „So wacht ein guter Gott über Alle, und gerade dann, wenn seine Hand uns entzogen scheint, führt sie dem Vertrauenden Freude und Glück entgegen!"

Ein guter Mensch versinkt im Mißgeschicke nie.

*

Dieß dein Gemüth in sonnenklarer Helle,
Das nie mein Herz und nie mein Sinn verkannt,
Dieß ist des Lebens Lust, der Liebe Quelle,
Dieß ist's, das ewig mich an dich gebannt.
Und Alles wird im Zeitenstrom vergehen,
Dieß Liebesband allein wird fest bestehen!

»Du bist ein biederer junger Mensch, Bernhard! Abermals hast du mich von einer Uebereilung abgehalten; ich schäme mich nicht, es zu bekennen, daß ich nahe daran war, sie zu begehen.«

So sprach, in einem warmen und herzlichen Tone, der Ritter von Goldstein zu einem Jünglinge, den er als eine verlassene Waise zu sich genommen und auf seine Kosten hatte unterrichten lassen. Der gute Bernhard hatte eben bei dem erzürnten Gönner für einen Diener, welcher um eines kleinen Vergehens willen aus dem Brote gegeben werden sollte, vorgebeten und Herrn von Goldstein, der sich von einer plötzlichen Aufwallung hinreißen ließ, wieder besänftigt.

Goldstein, welcher ein großes Vermögen besaß, war auch mit einem trefflichen Herzen begabt. Das

Glück und noch mehr seine Verdienste, hatten ihn auf einen Standpunkt gestellt, auf welchem er der Menschheit mit bedeutendem Erfolge nützen konnte. Er ergriff auch diese Gelegenheit stets, war die Zuflucht der Bedrängten, Freund der Nothleidenden, Vater der Armen. In kleinern und größeren Kreisen wirkte seine Hand und sein Geist segnend. Er hatte seine rüstigen Jahre dem Dienste des Staates geweiht und mit Auszeichnung einen ehrenvollen Posten versehen. Durch unermüdete Thätigkeit fast um das Licht seiner Augen gebracht, und durch eine sehr schwankende Gesundheit zu einer ernstlichen Pflege seines Alters gezwungen, verließ er denselben, von dem Landesfürsten ehrenvoll ausgezeichnet und mit einem Orden belohnt.

Nun befand er sich ganz in der Lage, dem Drange, Nothleidenden Gutes zu thun, sich rücksichtslos hinzugeben. Wie Themistokles einst bei Freunden für Arme Sammlungen anstellte, so benützte er zahlreiche und mächtige Verbindungen dazu, dort zu helfen, wo seine Kraft nicht hingereicht hätte. Oeffentliche Anstalten wohlthätiger Art wurden so durch ihn gegründet und werden mit dankbaren Segnungen den Namen des Edlen noch nennen, wenn seine Gebeine vermorscht und das Andenken vieler Zeitgenossen, deren Reichthum und Stand den seinen weit übertraf, längst erloschen sein wird.

Dieser rege Sinn für Wohlthätigkeit hatte auch den armen Bernhard, den er nun so sehr liebte, und welcher in einem noch sehr zarten Alter, wie ein gu-

ter Sohn, sein ganzes Vertrauen besaß, in sein Haus gebracht. In den frühesten Jahren, von armen Aeltern hilflos zurückgelassen, blieb dem unglücklichen Bernhard nichts übrig, als durch Ansprüche auf das Herz mitleidiger Menschen sein Leben zu fristen. So bot er auch, ein siebenjähriger Knabe, Herrn von Goldstein auf einem Spaziergange einen Blumenstrauß an, ihn um eine kleine Gabe anflehend. Dieser fand Gefallen an dem klaren Auge und unschuldigen Wesen desselben. Mit herzlichem Tone erkundigte er sich nach seinem Schicksale. Und wie der Knabe schluchzend seine traurige Lage geschildert hatte, und er leicht wahrnehmen konnte, daß der Arme des Gewerbes, das er nun zu treiben gezwungen war, sich schäme, so sprach er zu ihm: „Auf dem Wege, den du betreten hast, wird man selten mehr, als ein Taugenichts. Mit Gottes Hilfe soll es bei dir dazu nicht kommen. Du wirst keine Noth leiden, und ich will dich was Tüchtiges lernen lassen, damit du auch im Alter keine zu fürchten habest.“ So nahm er den Kleinen mit sich, gab ihm Kleider und Brot, hielt ihm Lehrer und trug mit menschenfreundlichem Wesen selbst das Seinige bei, die Fähigkeiten desselben zu entwickeln und auszubilden.

Dieses edle Bemühen gelang. Bernhard besaß gesunden Verstand und natürliche Anlagen. Er begriff leicht und arbeitete gern. Aber so groß seine Talente auch waren, so zog doch Goldstein sein Herz vor, welches rein und so kindlich dankbar war, daß

man sich zu ihm mit inniger Wärme hingezogen fühlte. Also kam es denn, daß ihn sein Wohlthäter wie einen Sohn liebte und hielt, ihn von Tag zu Tag lieber gewann.

Goldstein, der an Andern so viel Gutes übte, hatte für sich selbst nicht zum Besten gesorgt. Indem sein Herz der ganzen Welt offen stand, hatte er die Zeit und Gelegenheit, sich eine treue Gattin zu wählen, unbedachtsam vorüberschreiten lassen. Nun, da er alt, aber doch klug genug war, einzusehen, daß ihm bei seiner wankenden Gesundheit und in seinem vorgerückten Alter wohl kaum mehr ein Weib aus reiner Liebe die Hand bieten würde, entschloß er sich zu keinem Eheband mehr, ob er gleich dafür die größte Hochachtung fühlte; und so stand er allein in der Welt, von lauernden Erben umgeben, welche seinem baldigen Tode mit Sehnsucht entgegensahen, und von Niemand uneigennützig geliebt, als von seinem Bernhard.

Die natürliche Folge war, daß sich sein Herz dem lieben Jünglinge väterlich anschloß und in ihm eine Stütze des Alters liebte. Bernhard's Blicke hingen an des Wohlthäters Lippen und jeder leise Wunsch des Gütigen war ihm ernstes Gebot.

Jetzt da seines zweiten Vaters Augen zusehends schwächer wurden, fand er Gelegenheit, wahrhaft kindliche Liebe für ihn an den Tag zu legen. Er wandte Alles an, den Schwermüthigen zu erheitern, den Düstern zu zerstreuen; er las ihm vor, führte ihn an seinem Arme ins Freie, und war stets in dem

Grade heiterer und glücklicher, je mehr der verehrungswürdige Alte seiner Hilfe bedurfte.

*

Mit scheelen Augen sahen die nächsten Verwandten des Herrn von Goldstein die Fortschritte, welche Bernhard in seiner Gunst gemacht hatte. Sie fürchteten, daß er sie um einen großen Theil der zu hoffenden Erbschaft bringen könnte. Da er aber die Liebe seines Wohlthäters in zu hohem Grade genoß, so wagten sie es nicht, gegen ihn offen zu Felde zu ziehen. Sie bewiesen ihm sogar manche Aufmerksamkeit und stellten sich als seine Freunde, während sie im Geheimen allerlei Plane machten, ihn um die Liebe ihres reichen Verwandten zu bringen.

Die nächste Erbin des Herrn von Goldstein war dessen Nichte, die an einen reichen Müßiggänger, der im Frieden eine Fähnrichstelle bekleidet, und diese, als der Krieg ausbrach, niedergelegt hatte, verheirathet wurde. Ihr Gatte, ein Mann, welcher zu nichts in der Welt tauglich und ein Feind jeder nützlichen Beschäftigung war, führte ein Pflanzenleben und suchte die ihn quälende Zeit nur dadurch, daß er für schöne Wagen und Pferde, Lustbarkeiten und andere Ausgaben bedeutende Summen verwarf, abzutödten; sie, eine ziemlich bejahrte und empfindsame Coquette, half auf eine ganz eigene Weise das Vermögen des Gatten verschwenden; und so ging es damit pfeilschnell bergab. Sie sahen deßhalb Beide mit gierigen Augen auf die Schätze des alten Onkels und hätten sie je eher je lieber in den Händen gehabt.

Frau von Kronhelm, so hieß diese Nichte, bemerkte die Auszeichnung, mit welcher Goldstein seinem Bernhard begegnete, mit dem meisten Mißvergnügen. Sie behandelte den jungen Mann zwar mit süßem und freundlichem Wesen, kochte aber im Innern Galle. Mit Schlangenlist suchte sie in das Herz des Alten Mißtrauen zu säen. Indessen war dieser erfahren genug, um die unedle Absicht, welche die Triebfeder ihrer Einflisterungen war, nicht sogleich zu errathen. Ein Blick in das heitere Auge seines angenommenen Sohnes zerstreute jeden Zweifel. Die Stifter des Unfriedens mußten alle ihre Plane scheitern und die abgedrückten Pfeile auf sich selbst zurückprallen sehen. Herr von Goldstein aber dachte seufzend: „Unglückliches Los, am Ende seiner Tage zu stehen und weder Weib noch Kind zu haben, in deren Liebe ich Trost und die höchste Freude des Alters finden könnte! So stehe ich da, außer Bernhard, von Allen nur um meines Vermögens willen, zum Scheine geliebt, und, wenn ich sterbe, von Niemand wahrhaft beweint! Gern wollte ich mit einem armen Landmann tauschen, welchen nach den Mühen des Tages ein liebendes Weib und heiter lächelnde Kinder in der friedlichen Hütte umfangen, und ihm durch ihre schuldlose Zuneigung mehr Glück, als alles Gold der Erde, gewähren!"

*

Wie selbst die beßten Menschen nicht ganz ohne Schwächen sind, so besaß auch der edle Goldstein eine, welche ihm häufig sehr übel genommen wurde.

Diese bestand in einer übertriebenen Neigung zu einem blinden Hunde. Mignon, so hieß derselbe, hatte ihm einstens das Leben gerettet; denn Herr Goldstein, in einem alten Sommerhause schlummernd, würde von dessen einstürzendem Gibel erschlagen worden sein, wenn dieses Hündchen, das die Gefahr bemerkte, ihn nicht durch seine Unruhe, sein Winseln und Bellen aufgeweckt und so vom Tode gerettet hätte. Daß Mignon mit ihm zugleich erblindete, daß das treue Thier mit einer unbeschreiblichen Anhänglichkeit an seinem Herrn hing — dieses Alles hatte ihm den Hund noch werther gemacht, und seine Zärtlichkeit für denselben ging so weit, daß sie ihm den, oft nicht ganz unverdienten Spott seiner Umgebungen zuzog. So fühlte der alte verlassene Mann das Bedürfniß fremder Theilnahme und treuer Liebe! Zwei Wesen waren es also, die sie gewährten, — Bernhard, der verwaisete Jüngling, und ein unvernünftiges Thier, sein blinder Mignon.

Goldstein, dessen Herz sehr empfänglich und dankbar war, dachte nun darauf, dem geliebten Bernhard auch eine ganz sorgenfreie Zukunft zu schaffen. „Ich will," sprach er eines Tages zu ihm, „nun meinen letzten Willen aufsetzen lassen. Meine Nichte ist ein falsches Weib, weder sie, noch ihr Mann verdienen mein Vermögen. Traurig wäre es, wenn wir denjenigen, welchen wir gut sind, nicht wenigstens nach unserem Tode das vergelten könnten, was sie an uns Liebes und Gutes gethan. Du warst mir ein Sohn, Bernhard; du sollst auch nach meinem Hin-

scheiden mein einziger Erbe sein. Begib dich zum Notar, und lasse das Testament so ausfertigen, wie ich dir sage.»

Bernhard war von diesem Antrage lebhaft überrascht. Er hatte noch nie an den Tod seines zweiten Vaters gedacht. Wehmuth über diese Erinnerung war das erste Gefühl, welches sich seiner bemeisterte. Auf diese folgte mit vollem Herzensschlage die innigste Dankbarkeit. Nun aber widersetzte er sich, mit ernster Gewalt dem liebevollen Ansinnen des gütigen Wohlthäters. Er sprach: „„Wie sehr mich Ihre väterliche Gesinnung erfreut, mögen diese Thränen, welche der tiefsten Rührung angehören, sagen. Aber, geliebtester Vater — ich darf diesen Ausdruck wagen, — auf meinen Knieen flehe ich Sie, diesen Vorsatz aufzugeben! Theurer, als Ihr Vermögen, ist mir meine Gewissensruhe; theurer noch meine Ehre. Beide würde ich durch Ihren so gestalteten letzten Willen verlieren. Ich will mir nicht den Vorwurf machen lassen, Ihre Verwandten um das, ihnen gebührende Erbtheil gebracht zu haben; auch könnte kein Reichthum in der Welt den entehrenden Namen eines Erbschleichers tilgen. Und dieser schreckliche Beiname würde mir werden; denn man weiß, daß Sie mir allein Ihr Vertrauen geschenkt!“ »

Er faßte den gerührten Mann feurig bei der Hand, drückte sie fest an seine bebenden Lippen und fuhr fort: „„Sie haben mich erziehen und bilden lassen. Die Kenntnisse, welche ich mir durch Ihre Großmuth erwerben

konnte, sind ein größeres Gut, als all Ihr Vermögen. Sie werden mich nie darben lassen, und kein Mißgeschick kann mir sie rauben. Ich beschwöre Sie daher, bei meiner Ruhe und bei meinem künftigen Glücke, lassen Sie mir nichts als Ihren Segen und Ihre Liebe zurück! — Doch erhört der Himmel meine Bitte, so werden Sie lange, lange leben und mich nicht in die traurige Lage setzen, an dem Sarge meines Wohlthäters und Vaters, meiner Freuden letzte Stunde beweinen zu müssen!"»

Er küßte noch einmal seine Hand. Goldstein fühlte, daß der feurige Jüngling nicht ganz unrecht habe, und antwortete nichts. Bernhard nahm dieses für Gewährung seiner Bitte, und war von Freude und Dankbarkeit erfüllt. Mignon, das blinde Hündchen, schien sie mit ihm zu theilen. Es drückte sich bald an seinen Herrn, bald an den Jüngling liebkosend an; denn dieser war die einzige Person, welcher es, außer seinem Gebieter, zugethan schien.

*

Herr von Goldstein dachte längere Zeit über die Einwürfe nach, welche Bernhard seinem Antrag entgegnet hatte. Er konnte das Geständniß nicht unterdrücken, daß jener in gewisser Hinsicht allerdings recht habe. Bald ging er davon ab, seine unwürdigen Verwandten von dem ganzen Nachlasse auszuschliessen; aber er brachte es eben so wenig über sich,

seinen beßten Freund ganz hilflos und arm nach seinem Tode zurückzulassen. Er beschloß also dem angenommenen Sohne ein Legat auszusetzen, das hinreichend sein würde, ihm auf seiner künftigen Laufbahn fördernd an die Hand zu gehen.

Goldstein aber gehörte unter jene Menschen, welche, wenn sie einmal von einem Vorhaben abgebracht wurden, nur sehr schwer abermal dazu vermocht werden können, und so vergingen Wochen und Monate, bis er den früher gefaßten Entschluß, seinen letzten Willen aufzusetzen, wieder kräftig erwacht fühlte. Aber es war zu spät; die Rathschlüsse des Himmels hatten es anders gefügt!

An einem Tage fühlte sich der alte Mann heiterer als je. Er hatte eine Gesellschaft guter Bekannten zur Tafel geladen und war dabei so vergnügt, wie er es nicht seit Jahren gewesen. Diese Heiterkeit verband sich bald mit einer unerklärbaren Unruhe. Es drängte ihn in das Freie hinaus, und Bernhard, der ihn beobachtete, fühlte, als hätte ihn eine widrige Ahnung durchzückt, heftige Angst.

Goldstein ließ seinen Wagen vorfahren, sein Pflegesohn wollte ihn begleiten; er lehnte es aber ab und ertheilte ihm einige Anträge, an deren schneller Besorgung ihm gelegen schien. Hierauf fuhr Goldstein mit einem Bekannten nach einem Lustorte. Bernhard besorgte, was ihm zur Pflicht gemacht wurde. — Es währte wohl damit drei gute Stunden und er fühlte sich fortwährend unruhig und trüber, als je in seinem Leben gestimmt.

Als Bernhard in seines Wohlthäters Haus trat, gewahrte er eine Menge Menschen im Hofraume stehen. Er fragte Jemand nach der Ursache des Zusammenlaufes. Dieser aber schien so bestürzt, daß er ihm keine Antwort zu geben vermochte. Bernhard flog die Treppe hinauf, riß die Thüre auf. Im Vorzimmer standen die Diener seines zweiten Vaters mit dem heftigsten Schrecken in Geberden und Mienen. Der blinde Hund kroch aus seiner Ecke hervor, schleppte sich zu Bernhard hin, dessen Tritt und Stimme er wohl kannte, und heulte auf eine Weise, wie man so sie an ihm noch nie wahrgenommen. Mit zitternden Händen griff der Erschrockene nach der Thür, welche in seines Vaters Gemach führte. Ein Diener versuchte es, ihn zurückzuhalten. Er trotzte der Gewalt, stürzte in das Gemach, und war von Todesschrecken ergriffen, als er Goldsteins entseelten Körper auf der Bahre liegen sah. Es hatte ihn auf der Spatzierfahrt der Nervenschlag gerührt, und er war in wenigen Minuten verschieden. Der Arzt stand mit einem Chirurgen beim Leichname, und sein mitleidvoller Blick auf den erstarrten Bernhard bewies, daß menschliche Hilfe vergebens.

„Nein, er kann nicht todt sein; es ist nicht möglich!“ rief er die Aerzte an. „Um aller Heiligen willen, retten Sie Ihn!“ Er stürzte sich zu dem Entseelten hin, riß das Leichentuch ab, starrte vor Entsetzen zurück. Er hatte die kalte Hand gefaßt, umfing die Ueberreste des

ihm theuersten Wesens auf der Erde, und sank, seiner Kräfte beraubt, bewußtlos zu Boden.

Nach seinem Gemache gebracht und von den Aerzten durch stärkende Mittel ins Leben gerufen, war sein Schmerz über alle Worte erhaben. Der Ausdruck desselben rührte Alle, die ihn umgaben. Keine Thräne drang aus seinen Augen, welche starr und empfindungslos vor sich hinblickten. Der Arzt rieth, den Unglücklichen nun ruhig sich selbst zu überlassen, weil ihm jede bekannte Person neuen Schmerz zu erregen schien. „„Hier kann nur Ruhe und Zeit trösten!““ sprach der Arzt und entfernte sich mit Rührung, die Leiden des Dankbaren achtend.

Als nun Bernhard, nachdem er viele Stunden in einer dumpfen Betäubung gelegen, so weit Herr über seine Empfindungen wurde, daß er zu denken vermochte, erwachten religiöse Gefühle in ihm. Er warf sich auf seine Kniee und betete aus innerster Seele für den Verblichenen. Nun stürzten häufige Thränen aus seinen Augen, sein Schmerz wurde milder, seine Empfindungen durch fromme Gedanken geläutert. Bernhard's edler Charakter flammte nun auf durch die höchste Betrübniß, und er ging aus der bittersten Stunde seines Lebens reiner und besser hervor, als er je gewesen.

Nach einem langen mit heißen Thränen begleiteten Gebete schien er etwas ruhiger. Seinen Leib durchwehte ein Schauer; es schien ihm, als hätte eine kalte Hand die seinige dankbar gedrückt. Er fiel auf sein Angesicht und rief: „Gott im Himmel,

führe seine Seele in das ewige Licht!» — Dann erhob er sich, tief ergriffen, aber von frommer Gesinnung durchdrungen. Mit dem ersten Schritte, den er that, stieß er auf etwas. Ein winselnder Ton machte ihn auf den Boden sehen. Der blinde Hund, der sich in das Zimmer geschlichen hatte, lag zu seinen Füßen, und dessen ganzes Wesen bewies die schmerzvolle Trauer um den Verlust seines Herrn. Bernhard erhob ihn und sprach: „Armer Mignon! — du hast ihn auf ewig verloren!»

*

Der trauernde Bernhard war am folgenden Tage zu jedem Geschäft untauglich. Es wandte sich auch Niemand an ihn. Frau von Kronhelm und ihr Gatte hatten sich schon des Hauswesens bemächtigt. Welch ein Anblick stellte sich dem Trostlosen dar, als er, um bei der Leiche des Verstorbenen zu beten, in das Zimmer desselben trat! Er sah alle Verwandten desselben versammelt. Unbekümmert um die Ueberreste des Besten der Menschen — eines Mannes, welcher ihnen und tausend andern Bedrängten nur Gutes erzeigt hatte — wühlten sie in seinen Papieren, rissen jedes geheime Fach auf, lasen Briefe, welche Geheimnisse, hier und da auch eine Schwäche des Verblichenen bargen, mit boshaften Zusätzen begleitet vor, und suchten mit gierigen Augen nach nichts, als nach den zurückgelassenen Summen.

Das, was sie fanden, schien bei weitem dem, was sie erwartet hatten, nicht zu entsprechen. Sie zogen über seinen geführten Haushalt los, nannten

sein gutes Herz Schwäche, seine Freigebigkeit Verschwendung. Bernhard blieb seiner nicht Meister, er vermochte es nicht, die heiligen Reste seines biederen Pflegevaters beschimpfen zu lassen. Ein edler Unwille durchflog ihn und verlieh seiner Miene einen besonderen Ausdruck. „Es ist zwar undankbar und schlecht," rief er sie an, „daß Sie jetzt, wo die Leiche dieses Edlen erst vor wenigen Stunden erkaltet ist, mit niedriger Habgier sich um sein Vermögen zanken; es ist aber eine beispiellose Niederträchtigkeit, daß Sie das Andenken desjenigen, der Ihnen allen so viel Gutes gethan; vor dem Sie, so lange er lebte, demüthig gekrochen sind, frech anzutasten wagen."

Er wollte noch mehr reden, aber wie eine Furie stürzte Frau von Kronhelm auf ihn. „„Herr Bernhard!"" rief sie und verzog unter der langen spitzigen Nase die bläulichten Lippen auf eine gräßliche Weise — Herr Bernhard, Ihr Regiment hat ein Ende! Der Verstorbene hat keinen letzten Willen hinterlassen; wir sind also, Gott sei Dank! seine Erben! Sie haben ihm während seiner Lebenszeit genug gekostet, und wir sind weder gesonnen, Sie zu füttern, noch entschlossen, Ihre Moral zu vernehmen. Am Besten werden Sie thun, wenn Sie, sobald als möglich, dieses unser Haus verlassen!""

Mit Entrüstung erfüllt, blickte sie Bernhard verachtungsvoll an: „Ich würde um keinen Preis

von Ihrer Gnade leben! versetzte er ihr. „Gedenken Sie aber meiner Worte, daß ein Vermögen, welches Sie mit so gräßlichem Undank an sich reißen, Ihnen niemals Segen bringen kann.“

Er war im Begriffe sich zu entfernen. Mittlerweile hatte sich Mignon zur halb geöffneten Thür hereingeschlichen; er war leise bis zur Leiche gekrochen und brach in ein lautes Gewinsel aus. — Frau von Kronhelm klingelte; ein Diener trat ein. „„Ist die Bestie von einem Hunde noch im Hause?““ fuhr sie diesen im übermüthigen Tone an. „„Daß er sogleich ins Wasser geworfen wird.““

Bernhard kehrte sich noch einmal gegen sie und sprach: „Ich bitte Sie um nichts von dem Nachlasse meines Pflegevaters, als um den armen Mignon.“ Mit boshaftem Lächeln versetzte sie: „„Wie bescheiden, Herr Bernhard! Ja, Sie mögen ihn haben! Befreien Sie uns jedoch recht bald von seinem Anblicke.““

Der entrüstete junge Mann war zu sehr von der Verehrung, welche er der Leiche seines Wohlthäters schuldete, durchdrungen, um den gerechten Zorn, auf diesem ihm heiligen Orte, nicht zu bändigen. Er warf einen Blick der tiefsten Verachtung auf das unwürdige Weib, und schied für immer aus einem Hause, in welchem er die glücklichsten Tage der Jugend verlebt.

„Ach,“ sprach er zu sich selbst, „wenn so Mancher, der von eigennützigen Heuchlern umgeben ist, — und welcher Reiche

und Mächtige ist es nicht oft? — für einige Tage todt scheinen, und dann wieder die Bahre verlassen könnte, — in welchem veränderten Gesichtspunkte würde er das Benehmen seiner heuchlerischen Umgebung erblicken! Da ist er nun verschieden, mein Wohlthäter, und wer beklagt ihn aufrichtig? Ihn, der des Guten so viel gewirkt! Die Menschheit sinket oft tief, und Augenblicke, wie ich sie erlebte, würden hinreichen, uns zu Menschenfeinden zu bilden!"

*

Nachdem Bernhard dem Leichenbegängnisse beigewohnt und seinem Wohlthäter die letzte Ehre erzeigt hatte, fing er erst an, auf sein künftiges Fortkommen zu denken. Bevor er aber in dieser Hinsicht Schritte unternahm, machte er einen für die Versorgung und das Unterkommen des, mit ihm verstoßenen Hündchens, seines Vermächtnisses. Da er nun eine sehr beschränkte Lebenslage vor sich sah, so blieb ihm nichts übrig, als seinen lieben Hund fremden Händen anzuvertrauen.

Ein armes Weib unterzog sich, für ein kleines monatliches Entgeld, der Pflege des blinden Thieres. Bernhard band es ihr an die Seele; erklärte, weßhalb ihm das Hündchen so werth sei, und wie er es als Pflicht betrachte, für dieses Vermächtniß seines geliebten Pflegevaters den letzten Pfennig zu wagen. Mignon winselte, als er bemerkte, daß sich

Bernhard entfernen wollte; ihm aber selbst traten Thränen in die Augen und er schied so schwer von dem sich ängstlich sträubenden Hündchen: „Uns beide, lieber Mignon," sprach er, „hat ein trauriges Los getroffen; denn wir haben unser Liebstes auf Erden verloren! doch getrost, treues Thier! wird mir jemals ein besseres Schicksal zu Theil, dann sollst du immer an meiner Seite sein, und deinem guten Herrn zu Liebe aus meinen Händen reichliche Nahrung erhalten."

Er versprach dem armen Weibe, öfter zu kommen, um nachzusehen, ob ihr Wort erfüllt und das arme Thier wohl gehalten würde. Ueberdieß zeigte er der Frau seine Wohnung an, die er, bis zu irgend einer Versorgung, in einem Dachstübchen gemiethet hatte.

Die Aussichten, welche sich für den armen Bernhard darboten, waren in der That nicht die glänzendsten. Er hatte freilich Vieles gelernt und verstand sich trefflich auf Correspondenzführung und die doppelte Buchhaltung. Jedoch wo sollte er, bei dem Ueberfluß von Bewerbern für diese Zweige, ein Unterkommen finden — Er, der sich die ganze Zeit über nur um die Geschäfte und die Pflege seines Freundes bekümmert hatte! Da fühlte er denn recht sehr, wie hart es sei, auch bei dem größten Schatze von nützlichen Kenntnissen, ohne Führer und Gönner dazustehen, die ihm mit Rath und That, mit Empfehlung an die Hand zu gehen im Stande gewesen wären.

Der Blick in die Zukunft wurde immer trüber, je mehr er das Treiben der Welt gewahrte. Bernhard fühlte freilich dabei sein Herz unruhig schlagen; aber er vertraute auf seinen Gott und sprach, wenn er unmuthig werden wollte, mit ähnlichen Worten sich Trost zu: „Ich habe deinen Segen, Pfleger meiner jugendlichen Tage! ich will ehrlich und deiner werth durch die Welt wandeln, — der Himmel und du, ihr werdet mich niemals verlassen!

*

Schon war ein Monat verflossen und noch immer befand er sich in dieser mißlichen Lage. Die Zeit, für seinen Mignon das Wärtergeld zu bezahlen, war wieder herbeigekommen. Es waren die letzten Groschen, die er noch sein Eigenthum nannte.

Wenn er sie hingab, so mußte er schon heute hungrig zu Bette gehen. Die Selbstliebe machte ihm Vorstellungen. Doch bald besiegte er diese und sprach: „Mignon ist blind, alt und krank. Niemand wird dem verlassenen Thiere aus Mitleid Brot geben. Ich aber habe rüstige Arme und bin noch jung. Kann mir mein Kopf das, was er bedarf, nicht verdienen, so sollen es meine Hände thun. Gelobt habe ich, das Vermächtniß meines Vaters am Leben zu erhalten, es ist daher Pflicht, was ich versprach, zu erfüllen.“

Als er bei der alten Frau, die Mignons Pflege über sich hatte, angekommen war, sprang ihm dieser mit dem freudigsten Bellen entgegen. In seiner

Ueberraschung, den lieben Bernhard um sich zu wissen, rannte er, ohne die sonst angewandte Vorsicht, mit der ihn Geruch und Gefühl leiteten, anzuwenden, laut heulend in der engen Stube herum und stieß sich an Wänden und Stühlen fast wund. Aber des guten Thieres Freude überwand allen Schmerz. Bernhard erhob, liebkosete es, und das lebhafte Andenken an den edlen Goldstein, an die hingeschwundene Zeit sorgenloser Jugend trat mit neuer Gewalt vor seine Seele.

„Gut, daß Sie gekommen sind, lieber Herr Bernhard," begrüßte ihn das Weib. „Ober mir wohnt der Großhändler Altenberg. Es herrscht nur ein Ruf über diesen biederen Mann, dessen Herzensgüte zum Sprichworte ward. Er hat Ihren Hund gesehen, und mich um die Art, wie er in meine Pflege gekommen, rein ausgefragt. Ich habe ihm die Wahrheit erzählt, und er schien im hohen Grade gerührt. Er läßt Sie ersuchen, sich zu Ihm zu bemühen. Ich müßte mich sehr irren, wenn er den Hund nicht für sein Töchterlein kaufen wollte. Das, dächte ich, wäre gut; dann würden Sie einer Ausgabe los."

„„Gute Frau,"" versetzte Bernhard, „„dieses Thier gebe ich um keinen Preis, so schwer mir dessen Erhaltung auch kommen mag. Wenn Herr von Altenberg mir sonst nichts mitzutheilen hat, so will ich ihn nicht erst mit meinem Besuche bemühen. Das Weib aber sprach ihm mit gutgemeinten Worten lebhaft zu, die Stiege hinauf zu gehen. „Es war ja

mit dem Kaufe nur mein Gedanke. Gott weiß, was er mit Ihnen vorhat; denn es schien ihm sehr am Herzen zu liegen, Sie bald zu sehen; und wären Sie nicht heute zu mir gekommen, so hätte ich Sie in Ihrer Wohnung gesucht."

Bernhard ließ sich bereden, ging zu dem reichen Altenberg, welchen er dem Namen und auch der Person nach kannte, und sah sich mit der herzlichsten Theilnahme empfangen.

„Sie sind also der junge Mann, welcher, in dem Hause meines Freundes als Sohn angenommen, an meinem Goldstein auch nicht anders, als kindlich gehandelt hatte? Lieber Herr Bernhard! ich weiß von ihrem Schicksale mehr als Sie glauben. Goldstein, welcher Sie so zärtlich liebte, hat mir einen edlen Zug ihres Charakters, welcher sich in dem Zeitpunkte, als er seinen letzten Willen machen wollte, auf eine so rührende Weise an's Licht stellte, mitgetheilt. Ich bin von der unwürdigen Art, mit der Sie aus seinem Hause gekommen sind, unterrichtet. Ihr treffliches Herz hat sich noch überdieß durch die Sorgfalt bewährt, welche Sie für das blinde Hündchen des verstorbenen Pflegevaters hegen. Reden Sie frei zu mir, in welchen Verhältnissen stehen, und was für Aussichten haben Sie nun?"

Bernhard, durch diesen herzlichen Ton gerührt, beseitigte jede falsche Scham, und bekannte, daß seine Lage ungünstiger sei, als er es je für möglich gehalten. Der Blick des alten Großhändlers heiterte sich zusehends auf, seine Miene erglänzte von einer

inneren Freude. „Nun, das ist ja recht schön!“ rief er endlich und klatschte in seine Hände, „so bekomme ich Sie, wenn es Ihnen anders gelegen ist, braver, junger Mann, in mein Haus. Mir fehlt ein tüchtiger Cassier, auf dessen Redlichkeit ich mich gänzlich verlassen könnte; und wo würde mir Einer eine mehr sichere Bürgschaft einlegen, als Sie, lieber Freund!“

Traurig und einer freudigen Hoffnung eben so schnell beraubt, als sie entstanden war, versetzte Bernhard mit zu Boden geschlagenen Augen: „„Ach, Herr von Altenberg, ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich weder Freunde, die für mich gut sagen, noch sonst Etwas, das Sie sicherstellen könnte, besitze, und daher, leider! nicht im Stande bin, auch die kleinste Bürgschaft zu leisten.““

„Wie, nichts besitzen Sie!“ rief der gute Alte mit Lebhaftigkeit. Junger Mensch, was wäre denn Ihr gutes Herz, welches nicht aufgehört hat, das Andenken eines Wohlthäters auch in unverdienter Noth zu ehren und dankbar zu segnen! Dieses Herz legen Sie mir als Bürgschaft ein, und, was ich besitze, sei furchtlos Ihrer Sorge anvertraut.“

Bernhard war im Begriffe, zu seinen Füßen zu sinken. Der treffliche Alte erhob, umarmte und küßte ihn. Er rief seine Gattin und einzige Tochter herbei. „Dieß ist der brave Herr Bernhard,“ sprach er mit freudeglänzenden Augen, der angenommene Sohn meines Freundes, von dem ich Euch so viel Gutes gesagt. Nun

Ihr werdet ihn näher kennen lernen; denn er ist in meinem Hause als Cassier angestellt!"

Nachdem Bernhard den Edlen verlassen hatte, ging er mit hochklopfendem Herzen in seine Wohnung, warf sich auf die Kniee, betete mit tiefer Rührung erfüllt. Er sah in dieser Wendung seines Schicksals den Finger des Herrn. „Die Wege der Vorsicht," sprach er, „sind wunderbar, wer auf ihnen vorwurfsfrei wandelt, findet den Hafen des Glückes gewiß, wenn ihn der Segen eines gütigen Vaters auf seiner Wanderung begleitet!"

Bernhard trat seine Stelle an. Sein Diensteifer übertraf die hochgespannten Erwartungen Altenbergs. Deßhalb wuchs er auch vom Tage zu Tage in seiner Gunst. Freund war er ihm gewesen, als er ihn zum ersten Male gesehen, Vater wurde er ihm, nachdem er sein Herz und seine Treue bei manchen Veranlassungen zu erproben, Gelegenheit fand.

*

Ulrike, Altenbergs Tochter, schien an dem jungen Mann innigen Antheil zu nehmen. Ihr Vater, welcher dieses gewahrte, beobachtete mit festem Blicke Bernhards Benehmen; und als er dasselbe stets gleich edel und rechtlich gewahrte, rief er ihn, seinen Liebling, zu sich, faßte seine Hand und sprach: „Es war von jeher der innigste Wunsch meines Herzens, mein einziges Kind vollkommen glücklich zu

machen. Vermögen besitzet sie hinlänglich. Ich bin durch viele Erfahrungen überzeugt, daß Ehen, aus Gewinnsucht geschlossen, für die Zukunft nie Segen bringen. Sie sind ein ehrlicher, fleißiger und dankbarer Mann, Bernhard! Solche Eigenschaften sind schätzbarer als Habe und Gut. Daß meine Ulrike eine Neigung für Sie hat, weiß ich, und daß Sie die Ihre nur aus Furcht, an mir undankbar zu handeln, zu unterdrücken bemüht waren, glaube ich aus Ihrem Betragen entnommen zu haben. Mein Freund und Sohn — ich wünsche mir keinen reicheren Eidam als Dich!"

Bernhards Glück hatte die höchste Stufe erreicht. Keine Worte schildern die Empfindungen, welche im stürmischen Wechsel seine Seele durchbebten. Er und Ulrike wurden das gesegnetste Paar. Ihr Vermögen verdoppelte sich durch Bernhards Sparsamkeit und Fleiß. Die biederen Aeltern erlebten überreiche Freuden an ihren Kindern. Altenberg, welcher nun unbekümmert seines Greisenalters pflegte, war heiter, wie ein fröhlicher Knabe, wenn auf einer Seite seines Großvaterstuhles Bernhard, auf der anderen Ulrike mit seliger Miene, einen Himmel voll Freuden in ihren Augen, um ihn standen und den lieben Vater um die Wette liebkoseten, da perleten ihm oft große runde Thränen in den Augen und er rief: „Habe ich nicht recht gehabt, ist ein gutes Herz nicht das beste Erbe? bin ich nicht der glücklichste Vater und Ulrik-

chen das glücklichste Weib? Gott segne euch, Kinder!»

Bernhard hatte in langer Zeit nur einen trüben Augenblick mehr, als das Werkzeug seines Glückes, der blinde Mignon, vor Alter dahin starb. Er war immer in seinem besten Zimmer gehalten worden und hatte in einem zierlichen Korbe auf weichen Kissen geruht. Niemand durfte ihm Nahrung reichen, als er und Ulrike. An seinem Geburtstage fand Bernhard das Fell des treuen Hündchens niedlich ausgestopft auf seinem Schranke stehen; aber er konnte sich nur allmälich und langsam daran gewöhnen, ohne Wehmuth, auf ihn hin zu blicken.

*

Während Bernhard Glück in Fülle genoß, waren seine an die Erben Goldsteins gerichteten Worte auf eine höchst traurige Weise in Erfüllung gegangen. In wenigen Jahren hatten sie die schöne Erbschaft verschleudert, und unterlagen beinahe einem drückenden Mangel. Die Familie Kronhelm war am Uebelsten daran. Tief herabgesunken von der Höhe des ehemaligen Ueberflusses, auf die empfindlichste Weise gedemüthigt vor der Welt, welche sich über den Fall des übermüthigen Stolzes so gern freut, und von keinem einzigen Freunde gestützt und getröstet, stand sie am Rande der Verzweiflung.

Sobald Bernhard von diesen mißlichen Umständen Nachricht erhielt, ward er von einem so schnellen Wechsel des menschlichen Glückes lebhaft ergriffen. Längst war in seinem Herzen das Andenken an die

erlittene Schmach gänzlich erloschen; ja, er sah in diesen Menschen die Ursache seines Glückes vielmehr. Ohne sich zu nennen, sandte er ihnen durch einen Dritten bedeutende Unterstützungen zu, wandte im Stillen seinen ganzen Einfluß an, ihre zerrütteten Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und ruhte nicht eher, bis auch in dieser Familie, so weit es mit ihrem Charakter und anderen Umständen verträglich war, Friede nnd Freude herrschte, welche Lebensengel niemals von ihm und den Seinigen wichen.

Im edlen Herzen wohnt das Glück.

Hätt' er sein Gold nicht, was blieb jenem Thoren?
Wohl mir! sein Gold bedarf ich nicht.
Ich geh', in meinem stillen Glück verloren,
Fort meinen Weg, gerad und schlicht;
Blick' Jedem offen in's Gesicht,
Und zürne, weil er hoch und reich geboren,
Dem höhern Erdenbruder nicht.

*

So viele Menschen leben in dem thörichten Wahne, daß die Stufe, welche sie im öffentlichen Leben ersteigen, allein die Quelle des Glückes sei. „Ein höherer Stand," so denken sie, „und nichts fehlt mehr zu meinem zeitlichen Wohle!" Diese irrige Meinung ist die Ursache so mancher gestörten häuslichen Zufriedenheit, die Quelle mancher unrechten Handlung, oft die Triebfeder zu einem Vergehen, das keine Reu' und keine Thräne mehr sühnet. Und doch kann nichts in der Welt thörichter sein, als dieser Glaube. Es ist in der Regel, daß gerade in den höheren Ständen weniger häusliches Glück getroffen wird, als in den niederen; denn Reichthum und Glanz ist nur selten mit Zufriedenheit und Ruhe gepaart!

„Das will ich wohl glauben," entgegnet dieser

oder jener Mißvergnügte; „aber ein Mensch mit wissenschaftlicher Bildung und einem Gemüthe, das jedem edleren Eindrucke offen steht, kann doch in solch' einem niederen Stande, auf welchen die Welt mit Geringschätzung blickt, kein Lebensglück finden." — Die Welt, liebe Freunde, hat auch auf den geringsten der Stände nicht mit Geringschätzung zu blicken; dieser Ihr Ausdruck ist höchst unrichtig gewählt. Jeder Stand, der dem Allgemeinen nützet, verdient Ehrerbietung, und jeder Mensch, der seine Pflichten erfüllt, rücksichtslose Achtung. Was verstehen Sie unter dem Ausdrucke: „Welt?" Die Gesammtheit der edleren Menschen gewiß nicht; das Urtheil der Gemeinen und Schwachen aber, von welchen Sie in jedem Stande Einige finden, soll den Gebildeten am Wenigsten kümmern. — Im Grunde steht es jedoch mit der wissenschaftlichen und geistigen Bildung Desjenigen noch nicht sehr hoch, welcher einen der grimmigsten Feinde der Lebensruhe, den Ehrgeiz und Hochmuth, noch nicht zu besiegen vermag. Je mehr weise wir werden, desto geringere Ansprüche stellen wir an diese Welt, und je frömmer wir werden, desto mehr ziehen wir unsern Blick ab von diesem unruhigen Treiben und Drängen, und wenden ihn demüthig hin nach jenem Sterne der Liebe, welcher ewige Gleichheit, ewige Gemeinschaft den Guten verheißt.

Wer die Wissenschaft liebt, bedarf zu seinem Glücke nur wenig mehr. Hören Sie, unruhig höher strebende Freunde, die Lebensskizze eines wissenschaft-

lich gebildeten Viehhirten — der in der Sanftmuth und Demuth ein Muster, und Allen ein lebhaft ansprechendes Beispiel gewesen, daß der geistig gebildete und innerlich gute Mensch auf jeder Stufe des Lebens sein Glück in sich selbst findet.

Zu Halberstadt starb im Jahre 1793 David Klaus, in seinen früheren Jahren Viehhirt des Nicolai-Klosters, im Greisenalter Vorleser des Armen-Hospitals daselbst.

Der Geist dieses äußerlich geringen Mannes hatte sich allein durch eigenes Streben zu einer bedeutenden inneren Würde emporgehoben. — Schon von frühester Jugend an offenbarte sich in ihm eine mächtige Vorliebe für Wissenschaft und Kunst. In der Schule, welche er besuchte, wurde nach den gewöhnlichen Unterrichtsstunden ein Knabe, der für höhere Studien bestimmt war, hierzu vorbereitet. Klaus erbat sich die Erlaubniß, zuhören zu dürfen. Er beantwortete im Geiste die gegebenen Fragen und löste in Gedanken alle zur Uebung bestimmten Aufgaben des Knaben. In seinem lehrbegierigen Eifer vergaß er mehr als einmal des Mittagsbrotes; ja, er setzte schon in den frühesten Jahren dem geistigen Genuß jeden körperlichen nach. Die Armuth seiner Aeltern entzog ihn bald der ihm so werth gewordenen Schule. Man zwang ihn, das Vieh auf dem Felde zu hüten; aber auch hier vermochte der Müßiggang nicht, über den Durst nach Kenntnissen die Oberhand zu gewinnen. In seiner Hirtentasche barg er immer ein Buch,

das er von Zeit zu Zeit aus derselben nahm, durchlas, durchdachte, und am Rande mit Bemerkungen und seinen Einfällen versah. Er strebte von nun an auf dem Felde des Wissens durch sich selbst vorwärts.

Ein Bruder des Nicolai-Klosters in Halberstadt versah den schmeichelnden Jungen manchmal mit Büchern. Seiner Anempfehlung verdankte es Klaus späterhin, daß er den Dienst eines Hirten, der dem Kloster gehörenden Heerde mit einem jährlichen Gehalte von zwölf Gulden erhielt. Klaus hielt dieses Ereigniß für das glücklichste seines Lebens. „Solch ein Lohn," rief er mit unbeschreiblicher Freude aus, „solch ein Lohn! Nun kann ich mir Bücher kaufen, studiren nach Herzenslust." Diese Freude war keine vorübergehende. Nie beschwerte sich Klaus über sein Los, und wenn seine Freunde oder Fremde, welche die Neugier, den gelehrten Hirten kennen zu lernen, in seine Nähe getrieben hatte, theilnehmend fragten: ob er denn nichts in seiner kümmerlichen Lage wünsche? und warum er sich um kein besseres Brot bewerbe und von seinen Kenntnissen nützlicheren Gebrauch zu machen strebe? so antwortete er alle Mal mit lächelnder Miene und überaus bescheidenem Wesen: „Was soll ich wünschen? mir fehlt nichts. Sehen Sie hier meine Bücher — ich habe ein Dach, das mich vor dem Ungewitter schützt; dieses Kleid deckt meine Blöße; — gute Menschen lieben mich; ich habe

keinen einzigen Feind, keine Neider — was sollt' ich wünschen? Mehr zu werden? einen Prediger oder Arzt vorzustellen? Dazu wird viel mehr erfordert. Ich bin ein guter Hirt, würde aber nur ein mittelmäßiger Prediger oder Arzt geworden sein! Nein, so lange ich Kräfte besitze, verlange ich nicht mehr!"

David's Bruder, ein vermöglicher Schäfer, zog manchmal den Beutel für ihn, wenn seine kleine Baarschaft für Bücher nicht recht hinreichen wollte. Diese wurden denn so lange durchgelesen, bis sie Klaus auswendig wußte. Ihr Rand war durchaus mit seinen eigenen Bemerkungen, die er mit einem rothen Stifte anbrachte, versehen; und überdieß schrieb er sich diejenigen, welche ihn am Meisten ansprachen, aus denselben heraus; zu welchem Behufe er sich einige Sammlungsbücher angeschafft hatte. So war die Bibliothek des armen Hirten auf 1200 Bände herangewachsen, worunter sich eine Menge Erbauungsschriften, viele der ältern deutschen Dichter, Lehrbücher der alten und neuen Geschichte, selbst Jocher's Gelehrten-Lexicon, und mehre Wörterbücher für fremde Sprachen, deren Kenntniß sich Klaus durch eigenen Fleiß, ohne fremde Beihilfe, eigen gemacht hatte, befanden. Am Meisten fühlte er sich zur Naturgeschichte hingezogen und für dieses Fach war er bei seiner Sammlung nicht unbedacht gewesen.

Bei einer solchen außerordentlichen Liebe für wis-

senschaftliches Treiben vernachlässigte er aber seinen Beruf keineswegs. „Zuerst mein Amt, dann meine Lust," pflegte er zu sagen; und dieser Zug macht ihn gewiß sehr ehrenwerth. — Doch hören wir die einfachen und herzlichen Bemerkungen des Consistorialrathes Streithorst in seiner Schrift über David Klaus: „Ich weiß noch keinen Namen für das Gemisch von Empfindungen, die in mir rege wurden," spricht er darin — „wenn ich diesen einfachen und liebenswürdigen Mann in seiner Kammer besuchte und ihn mit dem edelsten Angesichte, aus welchen die beste Seele hervorsah, in seinem nicht viel besser als härenen Rocke, in seiner ledernen abgetragenen Mütze, auf einem harten Stuhle mit drei Füßen neben einer Kiste, worauf sein Teller mit spärlicher Kost unter den Büchern stand, sitzen sah, seine harte Hand empfing, mich zu ihm setzte, und in dem Augenblick ein Gespräch beginnen sah, das für mich stets viel Anziehendes hatte. Seine Kammer glich der Hütte eines Einsiedlers. Den größten Raum nahmen die Bücher ein, den übrigen allerlei Werkzeuge zu Holzarbeiten, auch allerlei Holz selbst und die daraus verfertigten Sachen. — Die Lagerstätte sah kaum einem Bette ähnlich. Ein Strohsack und ein Fußsack machten die Hauptstücke aus. Da saß er denn auf dem harten, selbst verfertigten Stuhl; um sich her eine Menge Bücher, die er nachzuschlagen pflegte, vor sich ein Arzneigläschen mit Tinte, welches in einem ausgehöhlten Stück Holz stand, damit es nicht umfallen möchte, neben

sich ein Schreibebuch, in ein Stück Leder von einem alten Stiefel geheftet, um der Dauer willen, worauf er überall zu halten pflegte, in welches er die merkwürdigsten Stellen einschrieb.“

Die wackersten Männer der Stadt hatten ihm ihr Wohlwollen, ihre Freundschaft geschenkt, wie Gleim, Stubenrauch, Klammer, Schmidt und Andere. Mit einem ungewöhnlichen Schatze von Kenntnissen vereinigte dieser Mann die höchste Duldsamkeit. Nur äußerst ungern sah er die Reibungen unter den christlichen Religionsparteien. „Die Religion Jesu,“ sprach er, „soll ja die Menschen vereinigen, und nicht trennen. Christus zeichnete sich durch äußere Bekleidung nicht vor anderen Menschen aus, — er war nur in Unschuld, Sanftmuth und Tugend gekleidet; warum ahmen wir ihm nicht nach? Ach, wir meinen, seiner Lehre zu folgen, während wir sein erstes und liebstes Gebot, das der Liebe, brechen!“

Bei seinen überaus dürftigen Umständen war er von einer menschenfreundlichen Wohlthätigkeitsliebe beseelt. Von seinen Broten, die er aus dem Kloster und später aus dem Hospitale erhielt, theilte er wochentlich die Hälfte unter die Armen. „Es gibt noch viel Bedürftigere als ich,“ pflegte er zu sagen, „und dieser darf ich nicht vergessen. Wenn nur Jeder so viel thut, als er, ohne sich selbst wehe zu thun, vermag, dann gibt es keinen Armen, keinen wahrhaft Unglücklichen mehr.“ Nicht Ein

Mal sah man ihn für die Armen freiwillig und unentgeldlich Holz spalten und ihnen andere Handdienste leisten. Er hatte in sein Spruchbuch eingezeichnet: „Kannst du Andern kein Geld leihen, so leihe ihnen deinen Mund, deinen Fuß, deine Hand."

Wie redlich und gewissenhaft dieser biedere Mann gewesen, möge unter anderm beweisen, daß er einen halben Thaler, den er einst auf der Straße gefunden, durch fünfzehn Jahre aufbewahrt hielt, um ihn dem Eigenthümer, wenn dieser etwa ausfindig gemacht werden sollte, wieder zurückzustellen. Glücklich machte es ihn, um sich her frohe Wesen zu sehen. Was an ihm lag, wandte er an, die Freude guter Menschen zu erhalten, zu fördern. Deßhalb liebte er besonders die Kinder, mit welchen er noch als Greis stundenlange zu spielen pflegte. Sein wohlwollendes Gemüth breitete sich bis auf die Thiere aus.

In den letzten Tagen seines Lebens litt er überaus große Schmerzen; aber selbst unter diesen Leiden verließ ihn die Heiterkeit seines Geistes, die Zuversicht auf Gottes Barmherzigkeit nicht. Dem Priester, welcher ihn zum Tode vorbereitete, versetzte er: „Ich würde eine Unwahrheit sagen, wenn ich behauptete, gern zu sterben. Ach, ehrwürdiger Herr! ich möchte nur gar zu gern länger leben; denn ich habe zu viele schöne und freudenreiche Tage genossen, um aus dem so lieblichen Leben frohen Sinnes zu scheiden! doch, wenn es sein muß, so ergebe

ich mich in den Willen meines barmherzigen Gottes. Ich vertraue fest auf ihn; mein Glaube ist stark; mein Gewissen von keiner vorsätzlichen Uebelthat beschwert — was sollte ich in der ernsten Stunde der Entscheidung befürchten? Weh thut es mir, Sie, ehrwürdiger Herr, so viele theure Freunde und gute Menschen zu verlassen; — doch ich werde Sie ja Alle wiedersehen! Lieber Gott! was wird dieß für eine Freude sein?»

Er wandte sein Haupt und starb. Das Gesicht des Greises behielt auch nach dem Tode desselben die alten freundlichen Züge. Es schien lächelnd zu sagen: „Wer hier gut war, hat mit diesem Leben wenig verloren!»

Der Haß zerstört, die Liebe bringt das Glück.

„Was ich auch versuche, um Nichts kann ich meine Abneigung gegen Emanuel mindern. Sein Anblick reizet mich schon, und ich werde meines Lebens nicht eher froh, bis wir Beide für immer geschieden!“ So sprach Stanislaus zu seinem Vater, einem der reichsten Kaufleute Londons.

Dieser, welchem ähnliche Reden nichts Neues sein mochten, entgegnete ernst: „„Leider sehe ich, daß meine Erwartungen dich nicht dahin bringen können, einen Haß abzulegen, der ungerecht ist. Ich bin hierdurch lebhaft betrübt, aber dieß kann mich doch nicht verleiten, eine Ungerechtigkeit, welche der deinigen gleich käme, zu begehen: meinen Neffen von mir zu stoßen. Dem sterbenden Bruder habe ich zugesagt, seinem verwaisten Sohne Vater zu sein, und es ist Pflicht, das, einem geliebten Todten gegebene Wort zu erfüllen.““ — „Aber mein Vater!“ — „„Kein Wort mehr davon! Ich will, Stanislaus, daß du ihm auch nicht das Geringste mehr in den Weg legest. Sollt' ich irgend eine Beschwerde vernehmen, so kannst du ein strenges Urtheil von

deinem Vater gewärtigen. Habe ich doch in dir selbst immer des Unfriedens Triebfeder gefunden.

Sehr wenig befriedigt, verließ Stanislaus seinen Vater. Die Antwort, welche er eben erhalten hatte, war nicht geeignet, seiner Abneigung für Emanuel einen schützenden Damm entgegen zu setzen. Und doch hatte sein Vater ihn richtig beurtheilt. Die Ursache der Entzweiung hatte Stanislaus gegeben, ob er sich dieses gleichwohl nicht selbst gestanden haben würde.

Beide Jünglinge waren in demselben Alter, hatten Einen Unterricht und besuchten dieselbe Schule. Alle diese Umstände trugen bei, eine Trennung der Gemüther zu erhalten, welche Beiden die fröhlichste Zeit ihres Lebens verbitterte. Emanuel, seinem Herzen nach, ungleich besser, als Stanislaus, wäre leicht zur Versöhnung zu bewegen gewesen. Dieser aber stieß die ihm dargebotene Hand finster zurück. Kein Mißgeschick traf ihn, dessen Schuld er nicht seinem Gefährten aufbürdete. Emanuel schien ihm Störer seiner Jugendfreuden, Räuber der Liebe eines guten Vaters und wahrscheinlich des größten Theils seines Erbes. Dieser hingegen, welcher lange Zeit geduldet und ein verändertes Benehmen fruchtlos gehofft hatte, ward endlich des Entgegenkommens müde. Er sah das Herz Stanislaus für unverbesserlich an und blickte mit Kälte auf denselben. So herrschte zwischen beiden jungen Leuten, welche bestimmt waren, als Brüder mit einander zu leben, eine auf's Höchste getriebene Erbitterung.

Wer die Welt etwas kennt, wird beobachtet haben, wie wenig für gereizte Gemüther hinreiche, sie zur Ungunst und zum Haß zu entflammen. Die Menschen machen sich wechselweise häufig das Leben so gern sauer, daß die geringste Veranlassung hinreicht, die Engel des Lebens, Eintracht und Liebe aus ihren Herzen zu scheuchen. Sich aber abgeneigt, und doch durch dringende Umstände an einander gefesselt zu sehen, welch' eine Lage! Der Groll, den man in sich zu verschließen genöthigt ist, nagt an der Blüthe des physischen und moralischen Lebens. Eine natürliche Folge war es, daß Stanislaus und Emanuel die Gränzen der Wahrheit und Billigkeit verletzten und sich für böser hielten, als es im Grunde Einer, wie der Andere, wirklich gewesen.

Die Jünglinge, in unseliger Verblendung irre geführt, pflanzten ihren Haß in das männliche Alter über. Es fehlte nicht an einer Gelegenheit, welche ihn zum offenbaren Ausbruche bringen sollte. Zu ihrem Unglücke empfanden Beide für eine liebenswürdige junge Person eine Neigung. Sie bewarben sich um ihre Hand, und der sanftere Emanuel erhielt vor dem heftigen Stanislaus den Vorzug. Er gewann mit herzlicher Theilnahme den Segen seines Oheims. Außer sich vor Entzücken, sah er der ehelichen Verbindung mit der ihm bereits verlobten Marie ungeduldig entgegen. Stanislaus aber wurde hierdurch mit gränzenloser Wuth erfüllt.

Unbefangen trat einige Tage nach dieser Bege-

benheit Emanuel, in Geschäften des Oheims, in das Gemach seines Vetters. Dieser empfing ihn mit Hohn und den bittersten Vorwürfen, legte ihm Verleumdung und hinterlistigen Betrug zur Last, ja, er endigte damit, ihn für den nächsten Morgen zu einem Zweikampf zu fordern. Emanuel ertrug die Worte des Wüthenden mit Sanftmuth. Er gab sich Mühe, ihn zu sich selbst zu bringen. „Wo denkst du hin," rief er endlich, „Bruder! Der Religion und deiner Ehre zum Trotze, entweder aus meiner Hand, oder aus jener des Henkers den Tod zu suchen? Ist es nicht unsinnig, Beleidigungen, sie mögen wirkliche oder eingebildete sein, mit einigen Tropfen Blutes ungeschehen machen zu wollen; und verbieten nicht die Gesetze des Landes solch' eine eigenmächtige Rache? Nein! ich will weder dein Mörder werden, noch habe ich Lust, dich zu einem solchen zu machen."

Der ruhige Ernst, mit welchem Emanuel diese Worte gesprochen hatte, brachte seinen Gegner auf die höchste Stufe der Wuth. Mit wahnsinniger Hitze sprang er in die Ecke des Gemaches, wo sein Degen hing; blitzschnell war dieser aus der Scheide gerissen und mit dem Worten: „So stirb denn, Memme!" hatte er denselben Emanuel in den Leib gerannt. Mit einem Schrei stürzte dieser zu Boden, und Blut strömte aus seiner Brust.

*

Auf Emanuels Ausruf stürzten Diener des Hauses herein, und mit ihnen Stanislaus Vater. Als er Emannuel im Blute liegen und Stanislaus mit krampfhaftem Gesichte, in welchem sich Schreck, Wuth und Reue in widerlicher Mischung abbildeten, mit dem blutigen Degen in der Hand, wie an den Boden gefesselt, da stehen sah, fiel er kraftlos auf einen Stuhl und rief sinkend seinem Sohne die Worte zu! »Fliehe, Unglückseliger! dem Arme des weltlichen Gerichtes kannst du entkommen, deinem Gewissen nicht!« Er verlor sein Bewußtsein. Stanislaus floh unstät, wie Kain nach dem Brudermorde, aus dem Hause des Vaters.

Der zur Hilfe gerufene Wundarzt erschien. Er besichtigte die Wunde und erklärte sie für nicht lebensgefährlich. Der Degen hatte keine edlen Theile verletzt. Ein Freudenausruf erscholl im ganzen Hause.

Diese tröstende Nachricht wirkte auf den grauen Vater. Er kam bald wieder zu sich, und der Anblick seines lebenden Emanuels gab ihm jugendliche Kraft. Er trat vor sein Lager hin. Emanuel faßte seine Hand, küßte sie und sprach: »Ich fühle keinen Schmerz mehr, Oheim! Verzeihen Sie unserem Stanislaus so, wie ich ihm verzeihe. Ja, ich werde leben, um durch kindliche Dankbarkeit Ihr Alter mit Freuden zu krönen!« — »»Du sollst nun mein einziger Sohn sein, Emanuel!«« sprach der

Alte mit Thränen in seinen Augen und umarmte ihn herzlich.

Sobald Emanuels Braut von dem unglücklichen Vorfall Nachricht erhielt, so kam sie, von ihrem Vater begleitet, zu ihm. Sie bewies ihm so viele herzliche Theilnahme, welche von der innigsten Liebe zeigte, daß Emanuel sein Glück kaum zu fassen vermochte. Er ergriff ihre Hand, und indem er sie an seine Wunde drückte, sprach er: „Welch' ein Glück bereitet mir Stanislaus, indem er mich in die Lage versetzt, so viele Beweise von Liebe erhalten zu können. Du, holde Marie, Sie, geliebtester Oheim und Vater, — Alle legen es deutlich an den Tag, wie gut Sie mir sind!"

Oheim und Braut, welcher der Ausdruck inniger Zuneigung unaussprechliche Reize verlieh, sahen den Guten mit freundlicher Miene an. Zu jenem gewendet, fuhr er nun fort: Nicht Stanislaus allein, gütiger Oheim, auch ich habe guten Theil an der unseligen Trennung, die zwischen uns Beiden immer geherrscht. Leider sind viele Menschen stets mehr geneigt, sich zu hassen, als mit brüderlicher Wärme zu lieben. Ein Blick, ein mißverstandnes Wort, ein zusammengeraffter Verdacht reicht hin, ihre Herzen mit Groll zu entzünden. Wo aber der Andere mit duldender Sanftmuth und Liebe entgegenkommt, dort wird im Gemüthe des Bruders die Saat des Unfriedens nimmer gedeihen.

Dieses unterlassen zu haben, mache ich mir, nun mehr als sonst zum bitteren Vorwurfe. Stanislaus ist heftig von Natur aus; sein Temperament entschuldigt ihn da, wo mein kühleres Blut mich anklagen muß. — Deßhalb würde ich keine ruhige Stunde im Leben genießen, wenn Sie, als ein so gütiger Vater, ihn nicht wieder zurückrufen, und, was zwischen uns vorgefallen, gänzlich vergessen würden."

„„Du bist ein guter Mensch,"" antwortete der Oheim. Er drückte ihm gerührt die Hand; Marie aber küßte ihn innig, und ihr Antlitz, das von innerer Freude im milden Engelslichte strahlte, verrieth es gar deutlich, wie hoch ihn diese Aeußerung in ihrer Achtung gestellt. „Noch einmal, guter Oheim, vergeben und vergessen sei Alles — bei dem Andenken meines verstorbenen Vaters fleh' ich Sie darum; und Stanislaus Mutter, die längst zu unserem Unglück geschieden, bittet durch meinen Mund für Ihren einzigen Sohn!" — „„So sei es denn!"" rief dieser, innigst bewegt und ergriffen, aus. „„Gott wird dich segnen, Emanuel; denn du achtest jenes erste Gebot des ewigen Meisters: Liebe Gott und den Nächsten.""

*

Stanislaus war, seinem Herzen nach, noch nicht so tief gefallen, als es der fortgesetzte Groll und die That, welche er in der Raserei an seinem Vetter verübt hatte, wohl schließen lassen dürften. Die wilde Heftigkeit seines Charakters, welche die Stimme seines Herzens und seiner Vernunft oft überäubte, riß

ihn zu Fehltritten hin, welche er, zur Besinnung gekommen, mit bitterer Reue beweinte. So kam er auch, nachdem er aus dem Hause seines Vaters entwichen war, bald zu sich selbst. Er sah den Abgrund vor sich, in welchen ihn seine Leidenschaft mit teuflischer Gewalt gezogen hatte. Seine Haare sträubten sich empor, die Augen rollten fürchterlich, und in wilden Schlägen hob sich die Brust, von Angst und Reue gequält. Er schlug sich vor die Stirn, fluchte auf seine Heftigkeit und rief: „Ist Emanuel todt, so will auch ich mein Verbrechen mit dem Tode nur sühnen!“

Er wollte nun nicht mehr entfliehen, sondern begab sich zu einem seiner Freunde, welcher darüber nicht wenig erschrocken war, als er Stanislaus, mit verzweiflungsvoller Geberde und die Zeichen des wüthenden Kampfes in seinen Mienen, zu sich hintreten sah. Dieser stürzte zu seinen Füßen, nannte sich einen Mörder, flehte um der Barmherzigkeit des Ewigen willen, von dem Lose seines Vetters Nachricht einziehen zu lassen.

Jener, außer sich vor Schrecken und Mitleid, sandte sogleich einen vertrauten Diener in die Wohnung Emanuels. Nach einer Viertelstunde, welche dem verzweifelnden Stanislaus eine Ewigkeit dünkte, kam denn die Kunde, daß Emanuel außer Gefahr und, der verläßlichen Zusage des Arztes nach, in wenigen Wochen geheilet sein werde. — Stanislaus war außer sich vor Freude. Er sank auf seine Kniee, versuchte zu beten, sprang wieder auf, um-

armte seinen Freund, geberdete sich, wie ein Verurtheilter sich geberden mag, wenn ihm unverhofft Gnade für Recht ertheilt worden.

Nachdem sich der Sturm seiner Empfindungen gelegt hatte, ging er mit seinem Freunde und sich selbst zu Rathe, was nun zu beginnen sei? Jener schlug ihm vor, nach Hause zurückzukehren, sich mit Emanuel zu versöhnen und das Andenken an ihre Feindschaft und seine Verirrung für immer zu löschen.

Aber die Regung zum Guten in seinem Herzen ward nun schon wieder durch unzeitigen Stolz niedergedrückt. „Nein!“ sprach er, „ich vermag es nicht. Ich kenne die Heftigkeit meines Vaters. Emanuel wird mir nie aufrichtig vergeben. Um nichts in der Welt würde ich schon jetzt zurückkehren! Ich will mein Glück in dem Geschäfte versuchen, das ich mir zum Lebensberufe gewählt und in einem Handlungshause Dienste annehmen.“

Da er von diesem Vorhaben nicht abzubringen war, so gab ihm sein Freund Briefe nach dem, zwei Tagreisen von London entfernt liegenden Rochester an einen, ihm sehr werthen Kaufmann mit, welchem er den unglücklichen Stanislaus dringend empfahl. Dieser machte sich ohne Zeitverlust auf die Reise, nachdem er noch durch seinen Freund ein Schreiben an seinen Vater bestellen ließ, in welchem er ihm den gefaßten Entschluß, in der Fremde ein Paar Jahre hindurch sich im Handlungswesen zu vervollkommen, mittheilte; ihn um Vergebung seines Feh-

trittes anflehte und sich seinen Segen erbat; er schloß diese Bitte mit folgenden Worten: Ich will dann, Ihrer väterlichen Güte würdiger, zurückkehren und durch meine kindliche Liebe jenen Schmerz, den Ihnen meine Uebereilung und Heftigkeit verursachten, vergessen zu machen bemüht sein."

Nachdem der Vater von Stanislaus Planen und Aufenthalt Kunde erhalten hatte, ließ er sich nicht mehr bewegen, ihn sogleich in seine Arme zurückzurufen. „Ich kenne den Kaufmann, bei dem er nun Dienste nimmt," sprach er, „dieser ist ein rechtlicher Mann und in großen Verbindungen. Meinem Sohne thut es Noth, in der Fremde so mancher Erfahrung, die man im väterlichen Hause wohl selten macht, zu begegnen. Das wird seinen heftigen Charakter mildern. Er bleibe einige Zeit hindurch dort; lerne Welt und Menschen mehr kennen; gewiß werden wir ihn dann ruhiger und versöhnter zurückkehren sehen." Vergebens war Emanuels Bitte und Mariens Verwendung. Der Vater beharrte auf seinem Entschlusse.

Emanuel, von seiner Wunde vollkommen hergestellt, führte die holde Marie als Gattin heim. — Mit rastlosem Eifer besorgte er die Handelsgeschäfte seines zweiten Vaters, und das Glück stand seinen Unternehmungen stets an der Seite. Er hatte allen Haß gegen Stanislaus abgelegt, überwand die falsche Scham und versuchte den ersten Schritt zur Versöhnung. Er schrieb ihm einen herzlichen Brief

und nannte ihn Bruder. Allein es folgte keine Antwort darauf. Emanuel machte nun keinen zweiten Versuch mehr, aber er wendete Alles an, dem Abwesenden die Liebe des Vaters zu erhalten. Mit strenger Gewissenhaftigkeit bewahrte er seine Rechte und bat mit Marie seinen Vater, zu ihren Gunsten Stanislaus Erbe nicht im Geringsten zu schmälern. „Das Vermögen, welches meine Gattin und ich von unseren Aeltern ererbten, reicht hin, uns zu erhalten. Wir begehren von Ihnen nichts, als Ihren Segen.“ So sprach er zu dem rechtlichen Alten, und Marie begleitete mit herzlichem Tone Emanuels Bitte.

Ehe noch das Jahr verflossen war, starb Stanislaus Vater, plötzlich vom Schlage gerührt. Emanuel und seine Gattin begleiteten seine Leiche zu Grabe. Sie betrauerten ihn mit so großer Theilnahme, wie die besten Kinder ihren wirklichen Vater beweinen. Sogleich sandten sie Boten nach Rochester, um Stanislaus zurück zu berufen. Dieser blieb durch Emanuel's Redlichkeit Universal-Erbe des Vermögens seines Vaters; und nur eine kleine Summe war seinem Vetter Emanuel und der Gattin desselben als Legat ausgesetzt worden.

Am zweiten Tage nach dem Leichenbegängnisse traf Stanislaus in London ein. Man sah es ihm an, daß er über das Hinscheiden seines Vaters Trauer empfand; aber eben so wenig konnte man leugnen, daß

seine Abneigung gegen Emanuel sich um nichts noch vermindert habe.

Herzlich trat ihm Dieser entgegen; kalt und finster empfing ihn Jener. „Ich danke Ihnen für Alles, „sprach er zu ihm, „was Sie an meinem Vater gethan. Er scheint dieses in seinem letzten Willen zwar anerkannt zu haben; sollten Sie aber dennoch an den Verblichenen Forderungen stellen, so bin ich bereit — —" Emanuel unterdrückte mit Gewalt den widrigen Eindruck, den dieser Empfang auf ihn machen mußte. Mit Bescheidenheit entgegnete er: „„Nein, lieber Stanislaus, die Schuld, welche mir dein Vater auferlegt hat, ist so groß, daß ich sie nie zu tilgen vermag. Von Forderungen an Ihn kann deßhalb nimmer die Rede sein. Gern tret' ich an dich das mir bestimmte Andenken ab, wenn nur auch du seine friedlichen Ermahnungen beherzigen willst, diese Hand, von dem Bruder geboten, nicht ausschlägst und mir deine Liebe schenkst.""

Kalt blickte ihn Stanislaus an. „Wir sind in unserer Gemüthsart verschieden, mein Herr," sprach er, „Ihre Einbildungskraft täuschet Sie nur; — wir können nie Einen Weg wandeln, uns nie aufrichtig lieben. Was sich in der Jugend nicht fand, findet sich nimmermehr im reiferen Alter; doch die Schuld liegt vielleicht außer uns Beiden. — Mein Cassier hat den Auftrag, Ihnen Ihr Legat und Ihr

Vermögen, welches Sie in der Handlung meines Vaters liegen haben, sogleich auszubezahlen." Mit diesen Worten trat er in ein anderes Gemach und überließ Emanuel seinem Staunen und tiefer Kränkung.

Dieser bedachte sich eine Weile, ging mit seiner Gattin zu Rathe und verließ nach wenigen Wochen London, das ihm seit dem Tode des geliebten Oheims einsam und widerlich geworden. Emanuel liebte die Handelsgeschäfte nicht sehr und zog die friedliche Lebensweise des Landwirthes vor. Zehn Meilen von der Residenz kaufte er sich, in aller Stille, von seinem Vermögen ein Gütchen, und dachte hier, abgeschieden von der Welt, mit seinem Herzen, welches den Freuden der Natur sich so gern hingab, an Marien's Seite das glücklichste Leben zu führen.

*

Stanislaus athmete freier, als er Emanuel von sich entfernt wußte. Seine Gegenwart drückte ihn; denn er fühlte es, wie sehr ihm sein Gegner an Güte des Herzens überlegen war. Wenn Stanislaus in einer mehr gemüthlichen Stunde einen freien Blick in sein Inneres warf, so machte er sich über seinen unversöhnlichen Sinn freilich Vorwürfe; aber der Gedanke, sich Emanuel zu nähern, hatte dessenungeachtet so viel Widerliches für ihn, daß er ihn nie lange festhalten mochte.

Die Zeit und die unruhige Thätigkeit, in welche ihn nach dem Tode des Vaters die Geschäftsführung versetzte, ließ denn auch Emanuel's Erinnerung

allmälich zurücktreten und sein verhaßtes Bild mit einem mildernden Schleier bedecken. So waren seitdem Jahre verschwunden, während er, unbekümmert um den Aufenthaltsort und die Lebensart desselben, nur sich selbst und seinem Beruf gelebt hatte.

Es fehlte nicht an bitteren Erfahrungen, die er in diesem Zeitraume machen mußte. Das Bedürfniß, eine Gefährtin des Lebens zu wählen, hatte ihn zur Ehe vermocht. Das Weib, welches er mehr aus blinder Leidenschaft und Sinnlichkeit gewählt hatte, trug Alles bei, ihm seine Tage zu verbittern. Die Zeit, in der er bloß mit den Augen der Liebe alles im Rosenlichte gesehen, schwand bald. Seine natürliche Heftigkeit diente nur dazu, die Gattin von ihm ganz zu entfernen. Sie, eine stolze und herrschsüchtige Frau, liebte unmäßigen Aufwand und war bei ihrer Leidenschaftlichkeit nicht im Stande, sich irgend einen Wunsch zu versagen. Auf solche Weise war an den Hausfrieden gar nicht zu denken. Stanislaus zehrte, ermüdet von dem immerwährenden Kampfe, sichtbar ab und verwünschte täglich sein Dasein.

Aber auch über seinen übrigen Angelegenheiten schien die zürnende Hand der Vorsicht zu walten. Ein heftiger Charakter kann in der Handelswelt nie Glück machen; denn in keinem Stande wird mehr Besonnenheit und Kälte des Blutes erfordert. Stanislaus, beseelt von dem allgewaltigen Verlangen, das Vermögen seines Vaters in kürzester Frist zu verdoppeln, ließ sich mit Hitze in die gewagtesten Unternehmungen ein. Er besaß dabei weder Geduld noch

Ausdauer, sondern verlor eben so schnell den Muth, als er für eine Sache mit ganzer Seele entbrannt war. Auf diesem Wege fiel er von einem Verlust in den andern. Die Verschwendung seiner Frau, Fallimente und mißlungene Speculationen hatten in fünfzehn Jahren sein Vermögen verzehrt. Seine Gemahlin starb nun nach einer langwierigen und schmerzhaften Krankheit. Keine aufrichtige Thräne folgte ihr ins Grab. Sie hatte ihm keine Kinder hinterlassen, und in seiner ungünstigen Lage schien ihm dieß mehr Glück, als Unglück zu sein.

Aber noch ging ihm kein schöner Stern auf. Das Mißgeschick ward nicht müde, ihn mit Wuth zu verfolgen. Das einzige Schiff, welches er noch besaß, und worauf seine letzte Hoffnung bestand, ward von dem stürmischen Meere verschlungen; ein Brand fraß die Magazine, in welchen sich seine eigenen und fremde Waaren befanden. So war er denn ärmer als ein Bettler, und das Einzige, was ihm das erbitterte Schicksal noch nehmen konnte, war sein nacktes Leben, durch jahrelange Leiden bis in's innerste Mark erschüttert.

Jetzt, da er arm und gebeugt da stand, welchen bitteren Erfahrungen war er bloßgestellt! Von allen Freunden, die ihn zur Zeit des Glückes, wie im Frühlinge Bienen die duftende Blüthe, umschwärmten, war auch nicht Einer übrig geblieben. Diejenigen, welche seine Schwäche dazu benützt hatten, sich durch sein Vermögen zu bereichern, blickten mit Verachtung auf ihn. Neid und Mißgunst, Verleum-

dung und Treulosigkeit, bittere Noth und verletztes Ehrgefühl hatten sich wie Gewitterwolken über seinem Haupte gesammelt. Er vermochte diese Demüthigungen in einer Stadt, in welcher er vor wenigen Jahren ein bedeutendes Haus gemacht und auf Manche, die jetzt ruhig und sicher leben, mit unerträglichem Geldstolz und grobem Hochmuth herabgeblickt hatte, nicht mehr zu ertragen, sondern entfloh, arm und mittellos, verzweifelnd und unstät.

Als er London mit seinen ungeheueren Steinmassen hinter seinem Rücken sah, seufzte er, wie aus einem schwachen Traume aufwachend, aus tiefer, hart bedrängter Brust auf; er fühlte sich etwas erleichtert, als Thränen in seine Augen traten; die Erinnerung an vergangene Zeiten tauchte hell leuchtend, wie ein Blitz aus den nächtlichen Wolken, aus seinem finstern Gemüthe hervor. „Ich habe es verdient, dieß schreckliche Los," rief er, sich selbst anklagend, aus; „wie konnt' ich mit meinem unmenschlichen Sinn auf Menschlichkeit rechnen; wie sollte sich mit meinem unversöhnlichen Geiste die zürnende Gottheit versöhnen! Die Hand des Ewigen straft schwer, aber sie straft immer gerecht. Vor fünfzehn Jahren habe ich meinen armen Bruder mit seinem geringen Vermögen verstoßen, und heute irre ich, ärmer und unglücklicher noch, mir selbst und Andern ein Abscheu, auf der weiten Erde umher.

*

Wie finster auch und leidenvoll dein Lauf,
Gib mit dem Leben nur die Hoffnung auf!

Drei Tage war Stanislaus umher geirrt, und noch war er nicht einig mit sich selbst, was er für die Zukunft beginnen sollte. Es gebrach ihm leider an Allem! Keine hinlänglichen Kenntnisse, kein Vermögen, keinen Muth, keine Freunde — an was sollt' er sich halten?

Am Abende des Vierten war er in eine freundliche Gegend gekommen. Rings umgaben ihn fruchtbare Felder; ein Wald von Obstbäumen lud ihn zur Erquickung ein, und eine emsige Pflege ließ sich aus jedem, mit großer Sorgfalt urbar gemachten Stückchen Erde erkennen. Ein großes Haus, reinlich und anziehend von außen, lag in der Mitte dieser Fluren. Dieser Anblick war herzstärkend. Er würde selbst auf den düstern Stanislaus den wohlthätigsten Eindruck gemacht haben, wenn seine Augen durch häufige Thränen, die er über sein trauriges Schicksal vergossen, und durch Staub und Wind, dem er auf seiner Wanderung ausgesetzt war, nicht dergestalt geschwächt worden wären, daß er, bei einer heftigen Entzündung derselben, selbst ganz nahe Gegenstände nur undeutlich auszunehmen vermochte.

Schwer ermüdet und fast kraftlos, warf er sich auf den Boden hin, legte seinen Reisestab neben sich und sprach: „Ich werde deiner nicht mehr bedürfen. Meine Kräfte sind dahin — nichts habe ich mehr zu hoffen als den Tod."

„„Warum so muthlos, mein Freund!““ ertönte plötzlich eine Stimme Erschrocken wendet sich Stanislaus um. „Herr!“ spricht er, „ich kann Sie nicht sehen; die Abenddämmerung und meine erblindenden Augen hindern mich daran. Besitzen Sie aber Menschlichkeit in Ihrem Herzen, so retten Sie mich aus der traurigsten Lage, in welcher sich ein Unglücklicher jemals befunden!“ Nun fuhr er fort, dem Unbekannten sein ganzes Schicksal treu und rücksichtslos zu erzählen, ohne seine Schuld gegen Emanuel zu verschweigen. Der Ton, in dem er diese bekannte, war herzlich und rührend; besonders schien er den Fremden, welcher Eigenthümer des, wenige Schritte entfernt liegenden Hauses war, sehr zu ergreifen. Er antwortete mit erstickter Stimme: „„Kommen Sie mit mir, Bedauernswürdiger! was ich vermag, sei zu Ihrem Troste geboten.““

Mehr sprach er nicht; denn eine tiefe Rührung schien die Fortsetzung seiner Rede zu hemmen. Auch drang der Ton seiner Stimme so zu dem Herzen Stanislaus, daß er sich wunderbar aufgeregt fühlte. Er stand vom Boden auf, wendete seine schmerzvollen Augen zum Himmel und sprach: „Ein Fremder erbarmt sich meiner, der ich mit meinem Bruder kein Erbarmen getragen! Gott, sieh in mein Herz, in welchem kein Haß mehr weilt und nur die bitterste Reue lebt!“

„„Kommen Sie, kommen Sie,““ sprach der Fremde, „„die kühle Abendluft nimmt überhand,

und nur wenige Schritte sind zu meinem Hause noch.““ Er hatte ihn beim Arme gefaßt. Stanislaus fühlte, daß seine Hand zitterte.

Zwei liebliche Kinder sprangen in dem Hause, welches Wohlstand und häusliches Glück verrieth, mit ungestümer Freude zu ihrem Vater hin und liebkoseten ihn mit kindlicher Einfalt und Zärtlichkeit. Er aber berief seine Frau. Als diese erschien, riß er sich vom Arme Stanislaus los, stürzte an seine Brust und rief halb jubelnd, halb schluchzend: „„Marie, sieh! — ich habe meinen Bruder gefunden. Ich weiß es, daß er mich liebt! Stanislaus — ja, ich bin dein Emanuel!““

Der unglückliche Stanislaus war außer sich vor herzinniger Wehmuth und Ueberraschung. Seine Arme waren ausgebreitet, sie suchten den Bruder. Mit unaussprechlichem Entzücken stürzte sich Emanuel in dieselben und rief: „„Versöhnt sind wir, Bruder! auf ewig versöhnt!““

Marie, welche für Stanislaus Leben besorgte, da diese Scene den Geschwächten sichtbar ergriffen hatte, beredete Emanuel, den Bruder zur Ruhe zu senden. Sie geleiteten denselben in ein freundliches Gemach, hießen ihn noch einmal willkommen und baten ihn, wie im eigenen Hause sich zu pflegen und vor Allem sein Gemüth zu beruhigen. Stanislaus ruhte diese Nacht nur wenige Stunden; aber diese reichten hin, die gesunkenen Kräfte zu stärken. Ganz eigene Gefühle regten sich in seiner Brust, aber Alle gehörten der Liebe an.

Den ersten „guten Morgen!“ wünschte ihm sein rettender Engel, Emanuel. Mit ungemeiner Zartheit kam er, nach den Ausbrüchen wechselseitiger Zärtlichkeit, auf seine Lage zu sprechen. „„Du bist für den Handelsstand nicht, Stanislaus,““ sprach er. „„Wie wäre es, wenn du meinem Beispiele folgtest, ein stiller- und friedlicher Landmann würdest? An meine Besitzung stößt ein freies Gut, das nun um acht Tausend Thaler zum Kaufe geboten ist. So viel beträgt mein Legat aus dem Nachlasse deines verstorbenen Vaters. Es ist dein, lieber Bruder, und war schon von jeher für dich oder die Deinen bestimmt. Nein, du wirst deinen Emanuel nicht mit weigerndem Starrsinne kränken! Sieh, es hängt meine Lebensruhe daran; denn ich bekenne mich schuldig an unserem gestörten Frieden; bringe auch du ein Opfer, und nimm, was des Bruders Liebe dir geboten!““

Stanislaus umarmte ihn laut schluchzend und entgegnete nichts; aber in wenigen Tagen waltete er schon als Besitzer auf jenem Freigute und sah heiter aus, wie niemals früher in seinem Leben.

„Ich habe das Glück noch nicht gekannt,“ sprach er zu seinem Bruder Emanuel, „auf dem Lande allein muß man es suchen!“ — Dieser aber entgegnete freundlich: „„In der Stadt, wie auf dem Lande, findet man es, wenn Liebe und Freundschaft mit uns sind. Haß und Groll sind die Lebenswürmer in jedem Stande und benagen allenthalben auch

die kleinste der menschlichen Freuden. Der Segen unsers Vaters wird mit uns und unserem Bruderbund sein, und die Vorsicht, welche dich auf so finsteren Wegen in meine Arme geführt, wird dich nimmer jenem Kreise entreißen, wo du Liebe gewährt und gefunden hast!"«

Bei diesen Worten sah sein Söhnlein den Guten mit den großen blauen Augen so freundlich an. Es schien, als fühlte er die Herzensgüte des Vaters mit erhebendem Stolze. Er umfaßte seinen kleinen Bruder, der auf dem Schooße der Mutter tändelte. Stanislaus erhob ihn, küßte den Kleinen und sprach, indem er dankbar auf Emanuel blickte: „Brich das Gebot der Liebe nicht!"

*

Und während ich dieses schreibe, möchte mich es fast bedünken, als hätte auch ich in früherer Zeit durch jugendliche Uebereilung so manchen Bruder zum Feinde gestaltet. Ist aber einmal des Unfriedens Same gesät, dann ist der Satan geschäftig und wartet in unserem Herzen mit teuflischer Freude die Wurzel des Hasses. Er schmeichelt der sündigen Abneigung, indem er unseren Blicken lediglich die Mängel und Schwächen des Ungeliebten in vergrößertem Maße bloßzustellen bemüht ist. Dann verkennen wir so leicht und gern das Gute, dessen jeder Mensch gewiß Vieles an sich hat; jedes Wort gibt Nahrung dem Grolle, jeder Schritt mehrt unseren Haß. Und

doch ziemt uns nichts mehr, als die Alles vergebende Liebe, die uns den Leiden der Erde entrückt und selbst dort Trost und Hoffnung gewährt, wo der Ungeliebte nichts als Elend und Verzweiflung gewahrt. Emanuel! dir will ich folgen im Wort, in der That: den Feind lieben, dem Beleidiger verzeih'n, und Gutes an denen thun, die mich gehaßt. Brüder sind wir ja Alle — erkennen wir also wechselseitig das Gute, während wir unsere Mängel einander nachsehen und milde vergessen, was hier und da vielleicht mehr Fehler der Erziehung und des Temperamentes, als böser Wille, an der Liebe verbrochen!

Zur Warnung dien' es Euch!

„Kommen Sie ja gewiß, Meister Sigismund!“ schloß ein Schreiben der verehrungswürdigen Frau v. Schiller, Witwe eines königlichen Regierungsrathes in S*. „Wenn Sie weder die Versicherungen meiner Freundschaft, noch die Bitten meiner Tochter bewegen können, so mag es die Kunde, daß Isidor übermorgen von der Universität zurück kehren wird. Drei Jahre sind wir von ihm getrennt gewesen! Denken Sie sich, bewährter Freund unsers Hauses, die stürmische unnennbare Sehnsucht, mit der ich dieser glücklichen Stunde entgegensehe! — O kommen Sie, theilen Sie die süßesten Augenblicke einer Mutter, welche bis jetzt kaum Sekunden des Glückes und Jahre der Leiden gezählt hat.“

Wie konnte ich einer so herzlichen Bitte die Gewährung versagen! Zudem hatte ich ihren einzigen Sohn, Isidor, im Knabenalter an meiner Seite gehabt, und ihn, wie mein eigenes Kind geliebt. Mit dem freundlichsten Zurufe, mit den väterlichsten Ermahnungen war er nach der Universität Bonn, über achtzig Meilen von dem Aufenthalte der Mutter entfernt, unter Segnungen und liebevollen Thrä-

nen gezogen. Isidor — auf dessen Erziehung und Ausbildung die Mutter beinahe den sämmtlichen väterlichen Nachlaß verwendet, da sie die Versicherung des Königs hatte, daß ihr Sohn sogleich nach vollendeten Studien mit einer Zulage aus der Privatcasse des Monarchen angestellt werden sollte — berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Hundertmal hat er es seiner Mutter, wenn er die Opfer gesehen, die ihre namenlose Liebe mit Hintansetzung seiner Schwester, gebracht, mit feurigen Eiden in meinem Beisein betheuert, daß er nur darum im öffentlichen Wirkungskreise emporzukommen trachte, um das Los seiner Mutter und Schwester mit den lichten Segnungen eines dankbaren Gemüthes erhellen zu können! Und nun, da die drei Jahre gleich einem Traume verflogen, wird er zurückkehren; nun soll die Mutter mit süßen Freuden ernten, was sie mit zahllosen Entbehrungen gesäet! — wer hätte es versagen können, Zeuge solch' eines Willkommens zu sein?

Ich, der ich sonst ungern reise, scheute deßhalb die zwölf Meilen Weges nicht, und traf eben, wie man der Ankunft des Sohnes mit jedem Stundenschlag entgegenblickte, im Schiller'schen Hause ein. Die Aeußerungen der Freude über mein Erscheinen würden noch lauter gewesen sein, wenn die Sehnsucht der Mutter und Schwester alle andern Gefühle nicht stürmisch niedergedrückt hätte. „Er soll schon hier sein!" rief mir Frau v. Schiller mit ängstlichen Bangen entgegen, wenn ihm nur kein

Unglück begegnet!» dann lief sie zum Fenster hin, von da die Treppe hinunter, dann wieder zu mir zurück, die Augen voll Thränen der Sehnsucht und Liebe. Nun bemühte sie sich in zusammenhängenden Lauten die Verwirrung, in welcher sie mich empfangen, zu entschuldigen; suchte nach zärtlichen Worten, welche vielleicht den Eindruck, den die getheilte Aufmerksamkeit, mit der sie ihrem einzigen Freund entgegengekommen, hervorgebracht haben könnte, verdrängen sollten; aber ihr seelenvolles Auge und die Allgewalt der mütterlichen Liebe, aus jeder ihrer Bewegungen sprechend, hätte mich, wär' ich auch gar nicht beachtet worden, schon im Voraus versöhnt.

Ich fing von dem Gegenstand unserer Sehnsucht zu sprechen an. Sie eilt von dem Fenster zu mir, faßt zitternd vor Freude meine Hand, führt mich zu dem treffend ähnlichen Bilde desselben, das der unvergeßliche Frank, in den Tagen seines Scheidens aus dem mütterlichen Hause, gemalt. „Hier ist unser Isidor!» spricht sie mit dem unnachahmlichen Tone der Liebe. — „„Finden Sie ihn nicht herrlich getroffen?"" ruft mit Freude lachenden Augen Victorie, seine Schwester, „„wie er glüht, der liebenswürdige Bruder! Nicht wahr, die imposante äußere Gestalt entspricht den Vorzügen seines Geistes und Herzens?"" Und mit nicht verzeihlicher weiblicher Eitelkeit erheben nun Mutter und Tochter, im Wetteifer der Liebe, Isidors schöne Gestalt, sehen ihn im Geiste ausgebilde-

ter, reizender vor sich stehen, in jener segenreicher Blüthe der Jahre, wo der Mai des Lebens mit tausend Reizen edlere Jünglinge schmückt.

Da erschallt hart vor dem Thore des Hauses ein Posthorn. Ein zweifacher Schrei der Ueberraschung schließt die Lobeserhebungen der Liebenden in Einen Laut zusammen. Mutter und Tochter fliegen mit stürmender Hast die Treppe hinunter; ihnen eile ich nach in den Vorhof des Hauses, und — — gefesselt vor Ueberraschung und Schrecken, blieb ich auf der letzten Stufe der Treppe, entsetzt und versteinert, stehen.

Ein Diener hob Isidorn aus dem Wagen. Die Sorgfalt seiner Umgebung, nicht seine Gestalt, hatten mir ihn kennbar gemacht. Wo war der blühende Jüngling auf dem kurz vorher bewunderter Bilde? Ein dürres Gerippe stützt sich auf den hilfreichen Arm des Dieners und der, einer Ohnmacht fast unterliegenden Mutter. Statt den heiteren und freundlichen Blicken starren ein Paar erloschene und lebensfatte Augen aus einer schwarzen Höhlung hervor. Die Wangen sind tief eingefallen und mit häßlichen rothen Flecken besäet; sein sonst so schönes runde Kinn scheint weit verlängert, und die von einem Geschwüre befallene Nase ist mit einem Verbande belegt. Hinter den bleichen Lippen ragen die häßlichen Reste verfaulter Zähne hervor, in deren Lücken die eiternde Kinnlade Ekel erweckt. Der Kranke wird hart an mir vorbeigetragen, regungslos seh' ich ihn an; sein matter Blick fällt auf mich, er ruft mit heiser

Stimme: „Auch Sie, Meister Sigismund!“
nd wendet darauf das Gesicht von mir ab.

Erst lange, nachdem der Unglückliche hinauf geführt worden, bin ich zur Besinnung gekommen. Mir schien Alles ein Traum. Ich steige ahnungsvoll nd mit zerrissenem Herzen die Treppe hinauf, bleibe n wehmüthige Gedanken versunken, mit verschränken Armen vor Isidor's Bildnisse stehen.

Endlich erscheint die aus ihrem Himmel gestürzte Mutter, ihre Augen voll Thränen, und die Brust oll drückender Pein. „Mein einziger Freund!“ uft sie trostlos, „haben Sie ihn gesehen? ch, er ist sehr krank! Er hat uns von sich gewiesen; es scheint, als mehrte der Anblick Derjenigen, deren einziges Glück er ist, seinen Schmerz. Nach Ihnen hat er ängstlich und dringend verlangt — Geh'n Sie, Sigismund, geh'n Sie u ihm. „In den Tönen ihrer Sprache lagen Angst, Kummer, Verzweiflung und mütterliche Zärtlichkeit. — Mechanisch bewegte ich mich nach dem Gemache Isidor's, und als ich schon die Thür öffnete, hörte ich noch das leise Schluchzen der armen Mutter und Schwester.

Aufgeregt und erschüttert stand ich vor ihm. Er saß in einem Lehnstuhl und ließ sein Haupt bis an den Rand des Tisches herabsinken, wo es auf seinen gekreuzten Armen ruhte. Ich rufe ihm endlich zu: „Armer Isidor! mein unglücklicher Freund!“ Mit der Miene eines Verzweifelnden starrt er mich an; Zorn, Liebe, Wuth gegen sich

selbst, Hoffnungslosigkeit und Ueberdruß am Leben sprechen aus den schnell wechselnden Mienen. Nach einigen Augenblicken der Ueberlegung eilt er auf mich zu, sein Athem berührt mich, er schien mich umarmen und küssen zu wollen. Da dringt verpestete Luft zu mir, Ekel und Grauen stoßen mich wider Willen einige Schritte von ihm. Schnell faßt er sich aber, tritt in die Ecke des Zimmers zurück, und wimmert: „Keinen Freund! Niemand achtet mich mehr! ich muß — Sie sollen es wissen — Mein Entschluß drängt — Kurz ist die Zeit!"

„Meister!" ruft er dann aus, „trösten Sie die unglückseligste Mutter, die je einen Sohn erzeugt; bald wird sie keinen mehr haben."

„„Da sei Gott dafür! sprach ich athemlos.""

„Nichts, nichts rettet mich mehr! hören Sie Alles. Ich Unglückseliger habe vor eilf Monden nach einem Gelage von leichtsinnigen Freunden, ihre Ermahnungen, meine Selbstachtung, meine erbarmungswürdige Mutter, die heiligsten Pflichten vergessen. Besinnungslos, von Gott verlassen, bin ich, im Dunkel des Abends — in die Schlingen des Lasters und der Schande verfallen. Ein Augenblick des Vergessens reichte hin, das ganze Glück meines Lebens in einen bodenlosen Abgrund zu reißen. — Die fürchterlichste Krankheit äußerte schon Tags darauf ihre schrecklichen Folgen. Scham und Leichtsinn hinderten mich anfänglich, Rath und Hilfe eines Arztes zu suchen. Als mich die schreckliche Zerrüttung

meines Körpers endlich dazu zwang, warf ich mich einem Quacksalber in die Arme — — Sigismund! nun bin ich auf immer verloren! — Ergriffen von dem schrecklichsten aller Gifte, suchte ich, leider zu spät, bessere Hilfe, die so selten gänzlich gewährt werden kann! Ich habe mich vor geschickten Aerzten auf die Kniee geworfen, ich habe ihnen große Summen zu Füßen gelegt, ich habe sie bei den Hoffnungen einer trostlosen Mutter beschworen, drei Leben in einem einzigen zu erhalten, und doch haben sie mich rettungslos aufgegeben! Die Qualen, welche in meinen Knochen wüthen, sind über jeden Ausdruck schrecklich. Tag und Nacht ist's, als würden mir Arm und Beine entzwei gesägt. Mein Verstand ist geschwunden, jeder Funke Muthes dahin; vor Allem aber bin ich des Lebens so satt, daß ich vor keiner Art Todes mehr schaudere. Fast täglich werde ich von einer wahnsinnigen Wuth, in welche mich die unsäglichen Schmerzen versetzen, befallen; — ach, und nirgends Trost und Hilfe für mich.»

Ich war erstarrt vor Schreck; die Zunge lag wie Blei in meinem Munde, ich konnte nicht antworten. Er schien nach einem Wörtlein des Trostes, wie Einer, der verdurstet in der Wüste nach einem Tropfen Wassers, zu harren. Endlich wird sein Zustand gesteigert, er redet irre, sieht wild im Gemache herum und ruft: „Bis hierher hat mich mein Unstern schleppen müssen! ich mußte die noch sehen, welche durch mich für ihr ganzes Dasein unglücklich

geworden! Ach, nie werden sie's mir verzeihen! Schien mir's doch, als hätte mich die Mutter gesegnet. Freund, hat sie's gethan? — — Daß Sie es nur wissen — ich habe meine Studien nicht vollendet — ich habe in der Angst, mich zu retten, Schulden, welche das Vermögen meiner Mutter weit übersteigen, gemacht; ach, ohne Thränen, ohne Mitleid, werd' ich die Welt verlassen!"

„Unglückseliger!" rief ich, theils von einer Aufwallung, theils von Kummer dahin gerissen. Da schrie er mit einer Gewalt, daß sein verzerrtes Gesicht blau ward, wüthend auf: „„Fort, ich will allein sein! Nun, da es zu spät zur Moral, zu spät zur Hilfe, zu spät zum Mitleid — verlassen Sie mich! zu meiner jammervollen Mutter hin! die trösten Sie, für die thun Sie, was Sie vermögen! — Mir thut Ruhe Noth; ich werde sie finden — besser wird's werden — ich will bis Morgen Niemanden sehen!""

Mit diesen Worten drängt er mich heftig zur Thür hinaus, läßt das Schloß ab, schiebt den Riegel vor. Ich trat, nachdem ich mich etwas gesammelt, zur gebeugten Mutter hin. Nach und nach machte ich sie mit der Lage ihres weit verirrten Sohnes behutsam und schonend bekannt. Mir waren einige Stunden nöthig, sie nur etwas zu beruhigen; denn die Kunde von Isidor's Elend hatte ihr anfänglich eine Ohnmacht zugezogen. Ich bewies ihr, wie

noch nicht zu verzweifeln, wie Hilfe wohl möglich sei; daß wir Alles versuchen wollten, Isidoren zu retten. — Endlich fühlt sie den Muth, ihn wieder zu sehen. Sie will ihm den Trost der Liebe gewähren. Wir klopfen an seiner Thür; aber es öffnet sie Niemand. Als viele Versuche fruchtlos sind, steigt unsere Angst. Diener werden herbeigerufen. Brecheisen werfen die Thür aus den Angeln — — ein furchtbarer Schrei des Entsetzens — die unglückliche Mutter, die erst in die Stube getreten, stürzt wie todt zu meinen Füßen. — Als ich den Blick erhebe, gewahr' ich, — den Gottverlassenen, Unglückseligen, an einem Nagel, woran sonst ein großes Gemälde hing, mit den Leintüchern seines Bettes erhängt — — —

O ihr Jünglinge, die ihr in die gefährlichsten Jahre eures Lebens tretet, hätte ich Euch diesen schaudervollen Anblick verschaffen können! Gewiß, Ihr würdet es nie wagen, gegen einen Augenblick thierischer Lust, Eure und der Angehörigen Glück schmachvoll einzusetzen, — die Seligkeit eines ganzen Lebens einem, nur durch lügenvolle Phantasie erhöhten Vergnügen zu opfern!

Nun aber, da drei Jahre vorüber gezogen, leistet Victorie bei einer mildthätigen Dame Kammerfrauendienste, nachdem das mütterliche Haus in Folge dieses Ereignisses im Concurswege versteigert werden mußte; und ich besuche öfter, wenn mich Bosheit und Jammer in der Welt so weit bringen, daß ich mich gern satt weinen möchte, das Irrenhaus zu S*.

Dort finde ich die, bis zum Gespenst abgezehrte Schiller auf einem Strohlager, das nachlässig über einen steinernen Boden geworfen ist. Sie blickt mich dann immer mit ihren entzündeten Augen an, reibt die faltenreiche Stirn mit der knöchernen Hand — erkennt mich, und beginnt stets mit der Frage: „Sprich, o Sigismund! wann kehrt Isidor wieder?“ — Ich aber versetze: „„Trau' auf die ewige Barmherzigkeit, Unglückliche! Er ist ja im Irrsein geschieden; und die Zeit, in der du ihn wieder siehst, scheint nicht mehr ferne.““

Die letzten Augenblicke der Königin Sophie von England.

Sophie von Braunschweig, die unglückliche Gemahlin Georg I. Königs von England, liefert einen zu den vielen Beweisen, daß Ansehen und Macht nicht immer beglücke, daß unter einem Strohdache oft mehr häusliche Zufriedenheit und Glückseligkeit herrsche, als in den Prunksälen fürstlicher Paläste. Die bedaurungswürdige Fürstin konnte durch allen äußeren Schimmer für die verlorne Liebe ihres königlichen Gemahls nicht entschädigt werden; sie war in ihrem Reiche aus Millionen Seelen vielleicht die Unglücklichste und Bedauerungswürdigste, und fühlte endlich mit Freude den Tod, vom Kummer innerer Kränkung zur Eile getrieben, die Seelenbande vom Irdischen lösen.

Am 4. Jänner 1736 nahte sich das Ende ihres Lebenskampfes. Sie hat den König zu sich bitten lassen; Jedermann mußte das Gemach der Sterbenden verlassen. Sie wollte die sträflichen Ketten ihres Gemahls, welche ihn an eine Nichtswürdige fesselten, zu brechen suchen. Als sie Georg an ihrem Bette sah, reichte sie ihm die Hand und sagte mit schwacher Stimme: „Ach, ich würde nicht so früh ster-

ben, mein Georg, wenn Du mich geliebt hättest.“ Der König beugte sich über ihre Hand, küßte sie und ließ Thränen darauf fallen; er wollte sprechen, aber die Stimme versagte seinen schmerzhaften und reuevollen Gefühlen den Dienst. — Die Königin fährt fort: „Alles ist jetzt vergessen! Alles verziehen! Gott, der mich zu sich ruft, sieht mein Herz. Dieses Herz liebt Dich noch, und ich werde Dir keinen Vorwurf machen. Nur eine Bitte versage deinem sterbenden Weibe nicht!“ Bei diesen Worten erhob sie sich ein wenig, drückte die Hand ihres Gemahls mit all der Kraft, die der Scheidenden geblieben war, und sagte: „Im Namen des Welterlösers, wenn Du nicht meine Liebe und Dein ewiges Heil bedenken willst, beschwöre ich Dich, entsage dem sündhaften Leben, welches Du führst! — Wenn mir ein längeres Leben vergönnt wäre, könntest du glauben, diese Bitte gelte meinem Glücke — — Morgen aber werde ich schon kalt und gefühllos sein in meinem Leichentuche. Freund! Deine Seele liegt mir am Herzen, meide den Umgang, der vor Gott nicht zu rechtfertigen ist und Deine Seele vergiftet. — „„Ich verspreche es Dir!““ versetzte mit unbeschreiblicher Gemüthsbewegung der König, „„doch schweige davon, es schadet Dir.““ — „Das war der Fall; — doch jetzt sehe ich den Himmel — dort gibt es keine Leidenschaft, die unsern Frieden stört; — wenn wir uns wiedersehen, Georg, wirst Du nur Gott und mich lieben. Dort liebt man nur, was man lieben

darf. Morgen — „„Denke nicht daran, meine Sophie! es steht nicht so schlimm mit Dir; die Aerzte geben noch Hoffnung und ganz England betet für Dich!““ — „Das Leben hiernieden,“ — versetzte die Sterbende, „reizt mich nicht; ich will und begehre nichts mehr, als daß Du jener Welt denkest, zu der ich hinübergehe — ich morgen, Du — in einem Jahre!“ — Bei diesen Worten erhob sie ihre Stimme, heftete das Auge starr auf den König, hob den Finger gegen den Himmel. — Keine Sylbe kam mehr von ihrer zitternden Lippe.

Am nächsten Tage war ihre Ahnung erfüllt. Dieß hatte auf Georg I. trotz seiner gewöhnlichen Kälte, einen tiefen Eindruck gemacht. — — Auch er erfüllte, genau nach einem Jahre, den zweiten Punct der Vorherkündigung seiner armen unglücklichen Sophie.

Inhalt.

Seit

Wie die Saat, wird auch die Ernte sein 3
Armuth und Edelsinn 10
Kein Stand und Erwerb, das Laster nur entehrt . . 30
Ein guter Mensch versinkt im Mißgeschicke nie . . . 39
Im edlen Herzen wohnt das Glück 64
Der Haß zerstört, die Liebe bringt das Glück . . . 73
Zur Warnung dien' es Euch! 95
Die letzten Augenblicke der Königin Sophie von England 105